Leier und Palette.

Geschichten

aus dem

Dichter- und Künstlerleben

von

E. Vely.

Mit einer Illustration.

Stuttgart
Verlag von C. F. Simon.
1877.



Giorgione und Catarina Cornaro.

(Seite 26.)

Leier und Palette.



Giorgione und Catarina Cornaro.

(Seite 26.)

Leier und Palette.

Leier und Palette.

Geschichten

aus dem

Dichter- und Künstlerleben

von

E. Vely.

Mit einer Illustration.

Stuttgart
Verlag von C. F. Simon.
1877.

Meiner lieben Freundin

Fräulein

Hedwig von Golther

zugeeignet.

Inhalts-Verzeichniß.

Aus den Augen — aus dem Sinn.

(Mit Illustration.)

„Lontano dagli occhi —
lontano dal cuore.“

Es war ums Jahr 1506 auf dem Rialto in einer Morgenstunde. Freundlich lächelte die Herbstsonne über der Lagunenstadt, blau und friedlich war der Wasserspiegel des Canalazzo und nur einzelne Gondeln zogen langsam darüber hin. Auf dem Rialto aber herrschte reges Geschäftstreiben, die buntesten Stoffe waren in den Holzbuden ausgebreitet: schillernde Seide, goldgestickter schwerer Sammt, funkelnde Edelsteine, aller möglicher Schmuck, Fächer und Schleier. Verkäufer priesen ihre Waaren und Käufer handelten um sie. Man stand in Gruppen und redete lebhaft mit einander, hier von den Schiffen, die reich beladen auf dem Ocean schwammen, noch ungewisse Besitzthümer, mit welchen Wind und Wellen ihr vernichtendes Spiel treiben konnten — und dort stand auf freudestrahlenden Gesichtern die Kunde Jedem lesbar, daß die Güter aus fremden, fernen Landen wohlbehalten über die Wasserfläche daher getragen waren

und schon gut verwahrt im Magazin, großen Gewinn zubringen versprachen.

Auf den Rialto war es, wohin man gehen mußte, um Neues und das Neueste zu erfahren, deshalb sah man auch viele Müssiggänger zwischen der geschäftigen Menge auftauchen, die nur gekommen waren, um zu hören und Gesprächsstoff zu den Abendspaziergängen auf dem Marcusplatz zu sammeln. Außer den Frauen aus dem Volk, welche sich zu jeder Tageszeit draußen bewegten, gab es nur wenig weibliche Gestalten dort. Die Stunde, wenn die reiche Venezianerin, die Gentildonna, ihr Haus verläßt, ist erst des Abends zur Promenade auf der Piazza oder zur Gondelfahrt nach den Inseln, unter denen das reizende Murano meistens den Vorzug hat. Sie wissen sehr wohl, die schönen Töchter der Republik, wie schädlich der Einfluß der Sonne ihrem Teint ist, den sie in seiner matten Wachsbleiche am hübschesten finden.

Einige von den stolzen Patrizierinnen hatten es aber dennoch gewagt, hinaus zu schlüpfen — ein Herbstmorgen mit Herbstsonnenschein ist immer ungefährlicher und wenn sie auch halb und halb gegen den guten Ton verstießen, so hatte die Neugier nach den neuen Stoffen, die man auf dem Rialto ausgelegt, doch jedes

Bedenken besiegt. Uebrigens verbargen auch Schleier und vorgehaltene Fächer die Gesichter unberufenen Blicken und man konnte immer nur errathen, welche schlanke Donna, in den Zendaletto gehüllt, schnell an der Seite der alten Dienerin, von Bude zu Bude, von Tisch zu Tisch eilte.

„Beim heiligen Lukas — seid Ihr's selbst?" fragte eine laute Männerstimme und eine Gestalt löste sich aus einer Rathsherrngruppe, um wenige Schritte vorzutreten — „der Giorgio Barbarelli um diese Stunde nicht an der Staffelei?"

„Ja, ja, Tiziano," lachte der Angeredete, „diesesmal seht Ihr keinen Geist, wie neulich bei dem lustigen Abenteuer, wo Ihr mich für einen Nebenbuhler gehalten! — Ich bin es wirklich und heute wollt Ihr doch keinen Kampf beginnen?"

„Nein, mein Kunstbruder," entgegnete der Andere, ein kräftiger, schöner Mann mit geistvollem, anziehendem Gesicht — „aber da erinnert Ihr mich wieder an jene halbvergessene Geschichte! Wie konnte mir auch nur der Gedanke kommen, Euch in ein Liebesabenteuer verwickelt und gar für meinen Nebenbuhler zu halten! Ihr seid viel zu tugendhaft! Wißt — wenn ich nicht fest überzeugt wäre, daß unser Schutzpatron ein ehrlicher

Apostel ist, ich nähme am Ende eine heidnische Göttin dafür — und würde darauf schwören, daß Ihr Euch ihr angelobt hättet — und nur verschwiegen im Glück wäret!"

„Nebenbuhler ist ein häßliches Wort," sagte Giorgio, den man aber gewöhnlich mit jenem Beinamen, welchen ihm seine Körperstärke, vielleicht auch seine geistigen Vorzüge eingetragen, il Giorgione, der große oder starke Georg, nannte.

„Ja," erwiederte Tizian, „so häßlich in der Liebe wie in der Kunst — vorausgesetzt, daß man ihn nicht besiegt."

Beide Künstler, ehemalige Schüler des Giovanni Bellini, standen am Anfang ihres Ruhmes und waren um diese Zeit noch gute Freunde. Was Giorgione zuerst gelungen, die Modellirung „mit Licht im Lichte," die Tizian ihm abgelauscht und weiter als der Erfinder selbst ausgebeutet, war damals noch nicht so deutlich in des Letzteren Werken hervorgetreten. So hatte auch ihr Wettkampf in der Freskenschmückung der deutschen Kunsthalle noch nicht stattgefunden, wo man dem Giorgione Glück zu jenem Theil der Arbeit wünschte, in dem man sein Colorit zu erkennen glaubte, welcher aber unter dem Pinsel Tizian's entstanden war

und preisgekrönt wurde. Seit dieser Stunde wandte sich Giorgione gekränkt von seinem ehemaligen Freunde.

„Eure Frage könnte ich Euch übrigens zurückgeben,“ sagte die klangvolle Stimme Giorgione's, ohne Tizian's hingeworfene Bemerkung näher zu beachten — „auch Ihr pflegt sonst um diese Morgenzeit, den Pinsel in der Hand, draußen in Eurer Campagna zu sein, von welcher hinaus man gen Murano schaut.“

„Gewiß,“ entgegnete der durch seine Schönheit wie seinen Geist berühmte und von den Frauen so hochgeehrte junge Meister, „aber heute ist's ein Freundschaftsdienst, der mich auf den Rialto führt. Ihr kennt den deutschen Maler, den Alberto Dürer — dort steht er mit Jacopo Palma am Tisch des Juweliers — um Edelsteine zu besehen.“

„Will er sich damit schmücken, oder einer Donna die blinkenden Steine zu Füßen legen?“ lachte der Andere. — „Ich habe doch sagen hören, daß seine Börse nicht allzu schwer sei!“

„Povero diavolo, er hat ein böses Weib daheim, die möchte ihn schön empfangen und Weiberohren sind scharf, die lauschen vielleicht selbst von Nürnberg nach Venedig herüber. Nein, es ist für den Signor Willibaldo, seinen Freund — den andern schweren Namen

mag Euch Alberto selbst sagen. Jener Willibaldo ist ein gar kluger und berühmter Mann in der nordischen Vaterstadt des deutschen Collegen, in welcher ich freilich selbst nicht „König der Maler" genannt werden möchte, sollte ich sie mit dem sonnigen Italien vertauschen.

Doch wohin geht Ihr? und so feierlich angethan, wie zu einer Brautwerbung?"

„Es ist etwas Aehnliches, Meister Tizian," sagte einer der beiden Begleiter Giorgione's, ein junger schwarzlockiger Künstler, Francesco Torbido, welcher seiner dunklen Gesichtsfarbe wegen den Namen „il Moro" von seinen Mitschülern bekommen.

„Nein, etwas Größeres," rief der Zweite, der sanfte Giovanni aus Udine, „es ist eine Werbung um die Kunst!"

„Nun Ihr versteht's, die Neugier zu reizen und laßt nebenbei Eurem Meister keine Zeit zu reden," erwiederte Tizian, an der Seite des Freundes weitergehend. „Schweigt einmal, und Ihr, Giorgione, erzählt endlich!"

„Das kann ich auch!" warf Jacopo Palma, welcher während Tizian's Rede mit Albrecht Dürer herangetreten war, ein. „Der Crösus aus dem kalten

Lande jenseits der Berge hat ihn zu sich entbieten lassen, um sein Portrait zu malen! Sagt, Sior Alberto, wie heißt er doch?"

„Ihr meint den Fugger aus Augsburg," antwortete der berühmte deutsche Künstler, welcher sehr stattlich aussah in dem „französischen Mantel und welschem Rock und Hut," die er mit der Tracht seiner Heimat vertauscht. Er hatte ganz Recht, wenn er an seinen gelehrten Freund Willibald Pirkheimer geschrieben: „Ich bin ein Gentilom' zu Venedig geworden" — und auch mit jenem Wort, das seinen Freunden galt: „Ich wollt, Ihr wäret hier — es sind viel artige Gesellen unter den Welschen, die sich, je länger je mehr zu mir gesellen, daß es Einem im Herzen sanft thut." —

Freilich hatte er später, als der Künstlerneid unter den italienischen Malern mehr zu Tage trat, wohl Ursache, anders zu reden. Man gönnte dem Deutschen die Erfolge nicht, obwohl man doch gezwungen war ihn wegen seiner Kunstfertigkeit und Vielseitigkeit zu bewundern.

Tizian arbeitete um diese Zeit schon an jenem Gemälde, mit welchem er die oft belobte Genauigkeit Albrecht Dürer's übertreffen wollte, und das ebenso

berühmt geworden wegen der Feinheit seiner Details, als der wunderbar schönen Charakteristik an dem „Christus mit dem Zinsgroschen.“

„Der Fugger,“ lachte der lustige Torbido, „Ihr rathet gut, Sior Palma, — indeß sind es schon acht Tage, daß der Meister die Morgenstunde bestimmte und der Tedesco ihm unbeweglich ernst gegenübersitzt.“

„Dann ist's der Doge selber, Leonardo Loredano — ich habe davon reden hören —“ warf Albert Dürer ein.

„Das war gestern, als wir die Ehre hatten,“ rief il Moro wieder, die schwarzen Locken schüttelnd und belustigt über das Erstaunen Aller, „rathet weiter, rathet gut!“

Giorgione selber wollte jedoch die Kunstgenossen nicht länger in Ungewißheit lassen.

„Es ist Catarina Cornaro, die Königin von Cypern, die mich entbieten ließ, um mir einen Auftrag zu geben.“

„Welchen?“ fragten die drei Stimmen durcheinander.

„Das zu erfahren bin ich eben auf dem Wege.“

„Gewiß ihr eignes Bild!“ sagte Palma-Vechio, und suchte vergeblich eine etwas neidische Miene

über die Bevorzugung des Kunstbruders zu verbergen.

Tizian aber rief lachend, dem Giorgione die Hand auf die Schulter legend:

„Ihr seid ein Glückskind, Giorgione, und ein Schlaukopf dazu. Nicht umsonst habt Ihr die Façade Eures Hauses im Campo di San Silvestro mit den kunstreichen Fresken bemalt und die Musiker und Dichter dabei so glänzend verherrlicht! Nun möchten auch Andere von Eurem schmeichelhaften Pinsel der Nachwelt überliefert werden. Indeß hütet Euch! — die stolze Catarina ist eine sehr schöne und gefährliche Frau! Man naht ihr nicht leicht ungestraft. Schaut ja nicht zu tief in ihre lachenden Augen, die eine feurige Sprache reden und ein Licht ausstrahlen, an dem sich ein kecker Schmetterling leicht die Flügel verbrennt! — Aber es ist eine Gefahr — um die ich Euch dennoch beneide!“

„Das sagt Ihr? Der Tizian, dem alle Frauen freiwillig entgegen lächeln?“

„Mein Meister liebt die schönen Frauen nur auf der Leinwand“ — fügte Sebastiano, der dritte und bedeutendste Schüler Giorgione's, später rühmlichst bekannt als Fra Sebastiano del Piombo, halblaut hinzu.

„Vederemo!“ rief Tizian und nickte einen Abschiedsgruß.

Dann winkte Giorgione den nächsten Gondolier heran und stieg mit seinen Schülern in eine offene Gondel, welche schnelle Ruderschläge in wenigen Minuten nach dem am Canale grande liegenden Palast Marco Cornaro's, des Procurators der Republik, trugen. Dort weilte die berühmte Königin von Cypern, seit sie von ihrem Besitzthum Asolo in der Trevisanermark herübergekommen war. Man sagte, sie habe überall ein unbezwingliches Heimweh gehabt nach der Meerblume der Adria — selbst dort, wo sie die Königskrone getragen — und fühle sich nur wohl in ihrer Vaterstadt.

„Viel Glück, verehrter Meister,“ klang es ihm nach, als er sich aus der Gondel empor auf die unterste Stufe, welche zur Porta führte, schwang — dann öffnete sich ihm das große Thor.

Eine schöne und gefährliche Frau hatte Tizian die cyprische Königin genannt, und dabei hatte um seinen Mund ein leichtes, spöttisches Lächeln gespielt. Als Giorgione jetzt aber mehrere prächtige Säle durchwandert und dann in ein kleineres Gemach getreten war, wo der Diener ihn verließ, ein Gemach, blumendurchduftet und rosig überstrahlt, weil die Sonne sich

erst durch schwere rothseidene Gardinen stehlen mußte, und als ihm gegenüber dann zwei andere Vorhänge aufrauschten und eine hohe Gestalt langsam eintrat, begriff er den Sinn dieser Worte. Und dennoch war es mehr sein Künstler-, als sein Menschenherz, das aufjauchzte beim Erblicken dieser schönen Frau, welche ihr Königsdiadem freiwillig in den Schooß der Republik niedergelegt, auf eigenen Glanz verzichtend, um die Vaterstadt größer zu sehen, und der heiße Wunsch stieg in ihm auf, daß es ihm wirklich vergönnt sein möge, diese edlen Züge wiedergeben zu dürfen.

Catarina Cornaro, welche, als sie sich dem König Jacob von Cypern vermählte, zu einer Tochter der Republik ernannt wurde, überragte gewöhnliche Frauengröße. Ein mattviolettes Sammtgewand, das in schweren Falten an ihr nieder fiel, ließ den vollendet schönen Hals und die herrlich geformten Arme frei und war in der Taille von einem perlengestickten Gürtel lose zusammen gehalten. Gleiche Perlenschnüre legten sich um Hals und Arme. Auf dem hochgetragenen, blonden Haupt, dessen reiche glänzende Haarmasse der herrschenden Mode widerstrebend ungefesselt herabwallte, lag ein weißer Schleier. So durfte man sich schon eine Königin denken: die Krone schwebte wie sichtbar

über der klugen Stirne. Sie redete den Meister in dem heimischen Venetianerdialekt an.

„Seid Ihr der Giorgione? Der Doge selber hat von Euch gesprochen! Und wollt Ihr mich malen? Wißt Ihr, nicht mit dem Diadem auf dem Haupte, nicht als Königin — als Weib, mit dem lebenswarmen Ton, den Ihr Euren Bildern zu geben versteht, wie ich höre. Daß Catarina Cornaro eine Königin war, wird die Nachwelt so schon wissen, — Euer Pinsel aber soll ihr sagen, daß sie auch eine leidliche Frau war!“ und dabei flammten ihre Augen, sie war stolzer auf ihre Frauenschönheit, als auf die hohe Stellung, welche das Schicksal ihr verliehen.

Der Maler, sonst wenig befangen den schönsten Augen gegenüber, fand jetzt kaum Worte, für die Gunst zu danken, welche ihm zu Theil wurde, so imponirend war ihm Catarina's edle Erscheinung. Ein freundlich herablassender Wink ihrer schlanken weißen Hand verabschiedete ihn endlich.

Eben fielen die schweren Vorhänge hinter ihm im Vorzimmer wieder zusammen, als eine neckische Stimme im gebrochenen Italienisch ihm nachspottete:

„Seid Ihr der Giorgione, il celebre pittore?“

Er schaute sich verwundert um, da begegnete sein

Blick zwei feurigen dunklen Augen, welche zwischen den Falten der Portière hindurch lugten, und über ihnen wölbte sich ein Paar kühn und fein gezogener schwarzer Brauen auf einer Stirn so gelb und klar wie der reinste Ton des Bernstein, des beliebtesten Schmuckes der venetianischen Schönen. Ein munteres Lachen in den hellsten Silbertönen und dann waren die funkelnden Sterne verschwunden. Die Gardine hing unbeweglich wie zuvor nieder und es blieb dem Meister Giorgione nichts übrig, als die Marmorhallen zu durchschreiten, welche ihn wieder aus dem Palazzo führten. Drunten erwarteten ihn seine Schüler in derselben schwarzen Gondel, welche sie zusammen hergetragen, nicht wenig erstaunt, ihn gleichmüthig wie zuvor zu sehen und den Ton so ruhig wie sonst zu finden, in welchem er ihnen mittheilte, daß er nun allmorgendlich eine Sitzung im Palast des Procurators haben werde, von niemand anders gewünscht und befohlen, als von der schönen cyprischen Königin selber.

Mit gleich kühler Ruhe, wie zur Wohnung des alten Dogen Lenardo Loredano oder des kräftigen grauhaarigen Deutschen, dem reichen Handelsherrn aus Augsburg, sahen sie ihn dann ferner auch um die bestimmte Stunde nach der Wohnung der schönen, be-

rühmten Frau fahren, welche sie selber stets nur von fern mit Bewunderung zu betrachten pflegten, wenn sie die Marmorstufen zum Canal niederschritt und auf die weichen Polster ihrer Gondel niedersinkend, sich über die Fluthen hinaus nach Murano tragen ließ. Elegante Cavaliere und die stolzesten Patrizier der Seestadt umdrängten sie allemal, der Eine noch eifriger als der Andre bemüht, ihr den Arm zu reichen, den Fächer zu tragen oder das buntgestickte Kissen, auf welchem ihre kleinen Füße ruhen sollten, in die Gondel zu legen. Hier suchte Jeder dem Andern zuvor zu kommen und der Meister, der fast täglich dem schönen Frauenbild gegenüber sitzen durfte, um die edlen Züge anzuschauen, hier wohl die Falten des Gewandes gefälliger ordnete, oder gar die glänzenden, seidenen Haare mit seinen Fingern streifte, blieb ruhig wie immer.

„Er hat kein Herz — er ist aus anderm Stoff als Fleisch und Blut!“ sagte der unruhige Francesco Torbido mit sprühenden Augen, „über den hat kein Weib Macht, so sehr ihm auch alle mit leuchtenden Blicken folgen, wenn er stolzen Hauptes, in seinen weiten Mantel gehüllt, dahin schreitet. Wenn ich ihm zuweilen die Farben in den Palazzo nachtragen muß, überfällt mich allemal ein Beben und ich gelange

doch nur bis ins Vorzimmer — und nie in die Nähe der Allgewaltigen.“

„Auch mir ist's so,“ fügte Giovanni hinzu. — „Begreife ein Anderer diese Unnatur des Meisters! Il Moro dürfte nicht an seiner Stelle sein, der hätte schon längst Pinsel und Palette zu Boden geworfen und vor der stolzen Catarina gekniet und wär's selbst auf die Gefahr hin, daß sie seinen schwarzen Kopf als Zierrath auf einen der spitzen Obelisken zu Asolo hätte stellen lassen, zur Warnung und zum Beispiel für andere thörichte Sterbliche.“

„Beim Sankt Sebastian, meinem edlen Schutzheiligen, welchen Frevel redet Ihr da!“ sagte dann wohl der eifrige Sebastian mit dem Spitznamen „der Mönch“ von seinen beiden Gefährten versehen, und schaute flüchtig von seiner Arbeit auf. „Kümmert Euch doch nicht um den Meister — sondern um Eure unzähligen Liebschaften, von denen die Tauben auf dem Marcusplatz einander schon erzählen! — — Il Moro's heisere Stimme ist vollends verdorben, seit er einer gewissen Angioletta so häufig Serenaden gebracht hat und von einem begünstigteren Liebhaber zur Abkühlung in den Canalazzo geworfen wurde, wobei er noch allen

Heiligen danken kann, daß er mit einem tüchtigen Schnupfen davongekommen!"

„Unglücksrabe!" rief Francesco geärgert und schleuderte seinen Pinsel gegen die Schulter Sebastian's, wo sich ein rother Farbenklex abzeichnete, „Deine Warnung hat mir das Unheil eingetragen."

„So mag Dich eine zweite jetzt vor dem Dolch hüten, mit dem der wilde Girolamo Dir droht, so Du Dir's nochmals in den Sinn kommen läßt, seine Lucia auf dem Markusplatz bei einer Fresca zu verfolgen."

„Neckt Euch doch nicht!" mahnte Giovanni — „Wißt Ihr Beide, daß der Meister seine Laute heute mit in den Palazzo genommen hat? Ich selbst habe sie ihm hingetragen. Die Königin will ihn singen hören, wie ich mir denke."

„Ja, eine gleiche Stimme wie die des Giorgione, hört sie in ganz Venedig nicht, darauf hin will ich meiner Seelen Seligkeit verwetten! rief il Moro und versuchte mit seiner rauhen Kehle eine Scala, welche indeß jämmerlich mißlang. „Besäße ich sie, alle Gentildamen im Gebiet des Löwen von San Marco sollten anbetend ihre Kniee vor mir beugen. Aber er singt nun einmal keiner Frauenschönheit zum Preise!"

„Da ist er, sagt ihm Eure Meinung doch nun selber!" scherzte Sebastiano, als ein fester Schritt näher klang. Dann aber war's still im Atelier, denn der Herrscher desselben trat über die Schwelle. War es wohl der Sonnenstrahl, welcher sich eben durch ein geöffnetes Fenster stahl und gerade über sein männlich-schönes Antlitz glitt, der es auf einmal so hell und lebenslustig scheinen ließ?

*
* *

Seit jenem Tage, an welchem Giovanni seinem Meister die Laute in den Palast Cornaro getragen, blieb das sonst meist düster-leidenschaftliche Gesicht Giorgione's freundlich und heiter. Fast schien er ein Anderer, ein milderer Lehrer und seine Schüler begannen, ihn mehr zu lieben als zu fürchten. Was der Grund dieser Wandlung war? Sicher die Ueberzeugung des Künstlers, daß mit dem Fortschreiten seines Werkes ein Kunstwerk der Vollendung näher komme, — denn was könnte sonst die Laune des „Unüberwindlichen," wie ihn die Frauen nannten — jede mit dem heimlichen Wunsch und der Hoffnung einst selber Siegerin zu werden — wohl anders heiter stimmen? Und doch war es etwas seiner Kunst völlig Fremdes, dem jene Wandlung zu danken: Ein Kopf mit leuch-

tenden, unergründlich tiefen Augen auf einem Körper, halb Kind, halb Jungfrau und eine klare, neckische Stimme. Ueberall und an jedem Morgen, wenn Giorgione den Palast betrat, hatte er bisher vergebens nach den dunklen Sternen ausgeschaut, welche ihm bei seinem ersten Kommen entgegen geblitzt. Halb hatte ihn die Neugier, halb ein Gefühl des Unwillens dazu getrieben, weil der spöttische Ton noch immer in sein Ohr klang. Doch all sein Spähen war vergeblich und schon begann er zu glauben, daß ihn seine Phantasie getäuscht haben möchte.

„Giorgione, Ihr seid ein großer Künstler, aber ein langweiliger Mensch!“ sagte eines Morgens die schöne Catarina Cornaro, als sie wieder lange schweigend dem Maler gegenüber gesessen und fuhr dabei aus ihrer ruhigen Stellung empor, daß ihr reiches Haar wie bewegte, goldene Wellen um ihren edlen Kopf floß. „Wie ich höre, soll der Tizian die Kunst besser verstehen, die armen Opfer ihrer Eigenliebe, welche sich auf der Leinwand spiegeln wollen, während der Marter der Sitzungen zu unterhalten. Ihr redet nie ein Wort — und ich glaube, ich werde noch auf dem Bilde diesen gelangweilten Zug in meinem Gesicht wieder finden, der doch im Grunde nicht mein eigen

ist. Ihr seid ein schöner Mann, Giorgio Barbarelli, — aber ich bin müde, Euch immer so stumm zu sehen."

Erschreckt schaute der Künstler auf.

„So sendet Ihr mich fort?" fragte er und wurde blaß bei dem Gedanken.

„Nein," lachte sie muthwillig, „aber eine Strafe diktire ich Euch!"

„Welche Ihr wollt, ich will sie gern erdulden!" rief er leidenschaftlich. „Werft mich in Ketten und Banden, nur laßt mich das Bild vollenden!"

„So liegt Euch viel daran, mich zu malen? Warum?"

„Weil ich ein Kunstwerk schaffen will, über das meine Freunde jauchzen, und meine Feinde staunen sollen!"

„Ihr habt Recht! — und ich dachte eben kaum an Eure Kunst!" warf sie hin und eine kleine Falte des Unmuths schwand ebenso schnell von ihrer weißen Stirn, als sie aufgetaucht war.

„Wer neidet Euch am meisten?"

„Der Tizian, aber weniger um meine Kunst, als um die Gunst, Euch malen zu dürfen, Königin, die er das schönste Weib der Erde nennt!"

„Dann hütet Euch, Giorgione, daß Euch in ihm kein Nebenbuhler wird, Ihr blinder Künstler! Und Eure Strafe erlasse ich Euch doch nicht.

Man sagt, daß kaum eine Stimme in Venedig der Euren gleiche an Reinheit und Fülle, laßt mich einmal darüber urtheilen, morgen schon! — und dann gesteht, daß ich gnädig bin, selbst wenn — ich strafe!“

Sie reichte ihm dabei wie absichtslos die schlanke Hand und lachte, als er feierlich ernst nur die äußersten Spitzen ihrer Finger mit einem Kuß berührte. In demselben Augenblicke flog ein rauher Zweig gegen sein gebeugtes Haupt und ein Dorn ritzte ihm leicht die bräunliche Stirn.

„Zoë!“ rief Catarina im Tone leichten Unwillens und der betroffene Meister wagte kaum, sich umzuschauen, woher ihm die Strafe gekommen für seine ehrfurchtsvolle Kühnheit und fuhr, nachdem er sich von der verführerischen Frau beurlaubt hatte, mit dem Gefühl eines ertappten Hochverräthers seiner Casa zu. Der andere Morgen fand ihn, statt mit dem Pinsel in der Hand, die Laute im Arme haltend, vor der Königin, welche mit dem huldvollsten Lächeln seinem schönen Gesange lauschte.

„Man hat mir noch zu wenig von Euch gesagt, Maëstro!“ rief sie, als er geendet.

„Man sollte Euch den ersten Sänger unsrer Zeit nennen. Doch eins laßt mich wissen, — weshalb singt Ihr keine Liebeslieder?“

„Ich finde den rechten Ausdruck nicht für sie,“ erwiederte er fast schwermüthig.

„So habt Ihr unglücklich — oder nie geliebt?“ flüsterte sie und beugte sich, als wollten ihre Augen diese Frage noch in anderer Weise wiederholen, näher zu ihm herüber.

„Nur meine Kunst!“ gab er seufzend zur Antwort, legte die Laute zur Seite und setzte sich an seine Staffelei. Die hohe Frau schritt indessen in dem Gemach auf und nieder und die lange Schleppe ihres weißen Atlasgewandes rauschte schimmernd und knisternd über den persischen, kostbaren Teppich; dann trat auch sie heran, ihr eigenes Bild zu betrachten. Kaum aber stand sie neben ihm, als Beide plötzlich von einer ganzen Wolke duftender Rosenblätter überschüttet wurden.

„Zoë, unvernünftiges Kind!“ und diesmal folgten des Künstlers Blicke denen der Königin zur Höhe, aus welcher der blühende Regen gefallen war.

„Sie hat ihre Schuld von gestern wieder sühnen

wollen, meine kleine, griechische Wilde. Erst die Dornen, dann die Rosen, Giorgione! Wenn Euch das Leben leiden lehrte, so mag's von jetzt an freudenreich sein. Und zu seufzen habt Ihr nicht nöthig! Denkt doch, wie manchem Sterblichen sich Göttinnen schon huldvoll zugewendet — und es giebt auch heute noch Wunder! Das ist der Orakelspruch dieser Rosenblätter; nehmt ihn glückbedeutend."

Sie zeigte dabei nach der reichverzierten Decke des Zimmers und dort erblickte der erstaunte Maler eine Art Hängematte, welche sich schaukelnd auf und nieder schwenkte und aus der ein lachendes, junges Antlitz hervorlugte.

Eine heftigere Schwenkung, ein behender Sprung und dann war eine zierliche Gestalt neben Catarina und ein gelbes Gesichtchen drückte sich in die Falten ihres weißen Kleides.

„Mein Pflegekind aus Cypern," sagte die Königin, ihre Hand auf den schwarzen Kopf der Kleinen legend. „Seht, in ihren großen Augen ist das Heimweh nach dem grünen lieblichen Eiland zu lesen, das in ihrem Herzen wohnt. Sie hat für die Schönheit unserer stolzen Venetia keinen Sinn und kein Verständniß! Nun habe ich aber keine Ruhe mehr, um Euch noch

zu sitzen, schafft nur die Pinsel bei Seite. Eure Laute aber bleibt hier — und — Giorgione, Ihr solltet doch einmal versuchen, Liebeslieder zu singen!“

Ehe der Maler noch ein Wort erwiedern konnte, war Catarina verschwunden, er hätte auch wohl keine Entgegnung gefunden. Als er sich dann endlich besann und nach seinem Pinsel bückte, fühlte er sich plötzlich von zwei weichen, warmen Armen umschlungen und einen brennenden Kuß auf seiner Stirn, wo ihn gestern der Dorn geritzt.

„Vergebt mir,“ flüsterte eine unendlich biegsame und sonore Stimme und aus dem Kindergesicht blickten ihn ernste Frauenaugen an, — „und Giorgione, singt nicht eher Liebeslieder, bis sie mir gelten dürfen, denn ich will von Euch geliebt sein!“ und wie ein Schatten war sie fortgeglitten.

„Dornen und Rosen, — ob wirklich Rosen für mich blühen werden?“ fragte Giorgione halblaut, aber es wurde ihm dabei so gar eigen warm in Brust und Herzen, Sonnenschein draußen und drinnen und ein Widerstrahl davon in seinem glücklichen Lächeln.

*
* *

Die königliche Frau bewohnte noch immer den Palast Cornaro am Canale grande und hielt dem Maler

täglich ihre Sitzungen und dennoch kam ihr Bild nur sehr langsam seiner Vollendung näher. Sie selbst schien indeß auch wenig Eile damit zu haben und pflegte beim Erscheinen Giorgione's meistens zuerst auf die Laute zu deuten und über dem wunderbar schönen Gesang blieb oft das Portrait vergessen, um dessentwillen sie doch eigens von Asolo herübergekommen war. Auch der Langweiligkeit klagte sie den Maler nicht mehr an, seitdem sie oft auf seinem Gesicht ein träumerisches, glückliches Lächeln wahrnahm. Und sogar ein Liebeslied hatte er endlich gewagt, zwar kein Sonett Petrarca's, wie es ihm die Königin angedeutet, sondern einfache, unbekannte Verse, welche von der rührenden Liebe eines schönen Griechenmädchens erzählten. Zoë saß während dessen regungslos auf einem niedrigen Tabouret zu den Füßen ihrer Herrin; die bräunlichgelben, schöngeformten Arme, von welchen die weiten, weißen Aermel zurückfielen, nachlässig im Schooß verschlungen, das Gesicht dem Künstler zugewandt. Ihr Haar nächtigschwarz und seidenweich hing in zwei schweren Flechten bis über den Gürtel herab, eine purpurrothe Korallenschnur lag auf dem Halse. Sie war in wenig Wochen zur Jungfrau herangereift, die schöne Griechin, und ihr Bild verfolgte den Meister fortan wachend und träumend.

Geredet hatten seit jenem ersten Male nur ihre Blicke zu einander — leidenschaftlich und heiß und dennoch unbemerkt von der fürstlichen Frau, in deren Gegenwart es geschah. Die junge Griechenrose hatte mit dem aufblühenden Gefühl ihrer Liebe noch mehr erkannt, als der ernste Maler wohl ahnte — eine stille Neigung der Königin Catarina — vielleicht auch nur eine Laune — aber um so sorgsamer verbarg Zoë ihr Geheimniß; die Kunst der Verstellung, welche dem Volke ihrer Heimat besonders eigen ist, war auch ihr eine Lebensmitgift geworden.

„Könnt Ihr noch mehr, als schöne Frauenbilder malen, Giorgione?“ fragte zur Carnevalszeit eines Abends unter den Klängen der Musik auf dem zauberisch schön erleuchteten und geschmückten Marcusplatz ein zierlicher Page, welcher sich an den einsam Umherwandelnden gedrängt hatte.

„Ich denke,“ entgegnete der Künstler dem Kleinen, in dessen reichen Pagenkeidern er nur eine Donna vermuthen konnte.

„Spielt Ihr die Laute?“

„Wollt Ihr es etwa hören?“

„Und könnt Ihr singen, was aus dem Herzen kommt?“

„Selbst ein Liebeslied!“ entgegnete Giorgione, freudig von dem Gedanken durchzuckt, daß Zoë ihm, weniger bewacht in der lustigen Carnevalszeit, eine Botschaft sende.

„So folgt mir!“ rief der Page und faßte nach seinem Arm. „Dort in jener Gondel wartet Eurer eine Gentildonna, die neugierig zu wissen verlangt, wie und wo der stolze Giorgio Barbarelli, der „Unbesiegbare“ Liebeslieder zu singen gelernt hat!“

„Du Bote des Glücks, führe mich schnell!“ und nicht mehr im Zweifel, die schöne Griechin in der schwarzen Gondel zu finden, stieg er die Stufen der Riva hinab. Eine kleine Hand, deren Beben er fühlte, legte sich in die seine.

„Der Unbesiegbare liebt also?“ fragte eine unendlich süße Stimme, wie bemüht den Klang zu verändern, welcher dem Künstler so bekannt schien. „Sagt, war jenes Lied in griechischer Weise ein Geständniß?“ und halb scheu barg sich die in ganz schwarze Gewänder gehüllte, maskirte Gestalt wieder im Hintergrunde der dunklen Gondel.

„Aus tiefster Seele, aus heißestem Herzen, das nur einmal zu lieben vermag und noch nie einer Frau

huldigte!“ flüsterte er und neigte das Haupt auf die beiden kleinen Hände, welche er gefaßt hielt.

„Und wollt Ihr glücklich sein?“

„Oder sterben — Zoë!“

„Wie nennt Ihr mich?“ fragte da eine hastige Stimme. „Wer wähnt Ihr, habe Euch gerufen?“

„So seid Ihr nicht Zoë, die ich liebe, wie noch nie ein Mann ein Weib geliebt?“ erwiederte er tonlos und ein Schauer flog ihm über's Herz, denn jetzt wußte er auf einmal, wem der verwandelte, stolze und herrisch befehlende Ton eigen war.

Ein erstickter Schrei erklang, ein Ruf an die Gondoliere und dann fühlte er sich hinausgestoßen von eben denselben Händen, welche er vor wenigen Sekunden in den seinen gehalten.

„Catarina Cornaro,“ sagte er mit einem angstvollen Stöhnen nnd schaute der Gondel nach, die von rothglühenden Fackeln beleuchtet, langsam über das Wasser zog. „Sie, die allmächtigste Frau in der ganzen Republik, wird sie es je vergeben, eine Verschmähte gewesen zu sein? Weh mir, schon thut es sich für mich auf, das gräßlichste aller Gefängnisse — — weh mir, und ihr, die ich liebe und schuldlos verrieth!“

Und während die Musik immer rauschender und

lustiger ihn umklang, Fackeln und bunte Lichter feurig auf der Piazza aufflammten und die fröhliche Menge sich dichter und lebhafter hin und her drängte, lehnte er regungslos an der Säule, von welcher herab der stolze Löwe von San Marco auf das bunte Treiben blickte, und schaute bald in die Fluth der Lagunen, die an den Stufen plätscherte, bald nach der Richtung hinüber, wo die Seufzerbrücke in ihrem weißen Marmorschein erglänzte — wer konnte wissen, wann auch ihn sein Weg über sie hinwegführte.

Es war eine schlaflose Nacht, welche Giorgione verbrachte, horchend und bangend vor dem leisesten Geräusch, konnten doch die Schergen zu jeder Stunde bei ihm eindringen und vielleicht hatte er für immer Abschied genommen von der leuchtenden Sonne und den kleinen, neckisch plaudernden Wellen des Canalazzo. Zur Morgenzeit pochte es wirklich an. Bleich und gefaßt trat er hervor, aber es waren nicht die Diener der Gewalt, welche ihn zu holen kamen, nur Boten aus dem Palast des Procurators. Sie trugen ein verhülltes Bild — sein halb vollendetes Bild der cyprischen Königin.

„Catarina Cornaro befiehlt Euch, die letzten Pinselstriche daheim zu machen, weil sie sich nach Asolo

zurückbegiebt. Bangt nicht um den versprochenen Lohn, hier ist er," lautete die Botschaft, welche er mit stummer Ergebenheit vernahm. Auch seine Laute hatte man ihm zurückgebracht und in dem verschlungenen Bande derselben lag ein schmaler Pergamentstreif.

„Weh Euch dreifach zu jener Stunde, in welcher Ihr ein Gedächtniß haben solltet, Giorgione!" hatte eine feste Hand in kühnen Strichen darauf geschrieben.

Am Abend, als seine Schüler gegangen waren, und er trübsinnig an dem Fenster des öden Ateliers stand, wo das Bild Catarina's an der Wand lehnte und drohend zu ihm herüber sah, flog plötzlich die Thür auf und eine weibliche Gestalt schlüpfte herein. Der Zendaletto sank herab, zwei feurige Sterne blitzten ihm entgegen.

„Zoë!" jauchzte er und breitete beide Arme aus. Sie ließ sich einen Augenblick willig von ihnen umschließen, dann richtete sie sich empor, sah ihn fest an und sagte feierlich:

„Werdet Ihr treu sein und warten können, Giorgione, bis ich Euch ein Zeichen gebe?"

Sie las die Antwort in seinem Blick und hätte nicht des Tones bedurft, in welchem es von seinen Lippen klang „Mein einzig Lieb, treu bis zum Tod!"

„So lernt unterdessen die Sprache meiner Heimat und in ihr sollt Ihr mir sagen, daß ich drob jedes Heimweh und Sehnen vergesse: „Sas agapo, Zoë mou, — ich liebe Dich, mein Leben!“ —

Heiß berührten sich ihre Lippen, dann war sie verschwunden.

*
* *

„Auch Ihr sollt es erkennen lernen, Maëstro, wie wandelbar die Gunst der Großen ist,“ sagte wenige Tage später Sebastiano, der Lieblingsschüler Giorgione's, vom Rialto heimkehrend. „Man erzählt es einander schon draußen, daß Ihr bei der Königin in Ungnade gefallen, daß sie Euer Bild zurückgesandt und es gegen den Dogen für mißlungen erklärt habe. Mischen sich erst Weiber hinein, um in der Kunst ein Urtheil zu fällen, dann ist der Künstler verloren! Vielleicht hat die alternde Kokette es nicht leiden wollen, daß man auf dem Gemälde auch die Zahl ihrer Jahre sieht! In der Verbannung sollt Ihr es gleichsam vollenden und dann stellt man es vielleicht mitleidig in das dunkelste Gemach zu Asolo, wo Sonne und Mond den Farben keinen Schaden thun, wo es aber auch kein Menschenauge erblickt! Und doch redet jeder Pinselstrich davon, welch ein Meister Ihr seid!“

„Laßt es!“ entgegnete Giorgione wunderbar ruhig; er hatte ja jetzt noch eine andere Göttin neben der Malkunst, welcher er diente, und bei dem Namen Asolo dachte er einer schlanken Gestalt und an ein Lippenpaar warm und weich und korallenroth, das dem seinen begegnet war. „Wir werden andere Werke schaffen, welche unsern Ruhm verkünden.“

„Wißt Ihr es?“ stürmte dann il Moro in das Atelier. „Sie nimmt den Tizian mit sich, weil Eure Auffassung ihr nicht gefallen. Ich hätte die Schüler des eingebildeten Künstlers, welche mir das so höhnisch entgegen riefen, zu Boden schlagen mögen!“

„Frauenrache — und die gelindeste, welche sie nehmen konnte,“ war Alles, was der Meister leise vor sich hin flüsterte, ohne die Aufregung seiner Schüler weiter zu beachten. Mochte der Kunstgenosse immerhin im Gefolge der Königin sein, den größten Schatz in dem Besitz der schönen Catarina zu heben, besaß doch nur er das Zauberwort, das ihm freiwillig gegeben.

*
* *

Jahre vergingen, Giorgione's Name stieg wie der Tizian's immer strahlender am Kunsthimmel empor und sein Antlitz trug statt des bisherigen ruhelosen jetzt

einen still befriedigten, hoffnungsvollen Zug, denn in seinem Herzen lebte ein holdes Bild fort, das er mit den reichsten Farben seiner Einbildungskraft schmückte. Er hatte die Griechin nicht wiedergesehn, seit jener Stunde, aber der Ruf ihrer Schönheit drang von Asolo herüber und man erzählte sich wunderliche Geschichten über ihren Eigensinn, mit dem sie sich gegen jede, von ihrer Beschützerin gewünschte Heirath sträubte. Die reichsten Söhne der Republik, welche dann und wann an dem kleinen Hof der thronlosen Fürstin erschienen und denen jede stolze Patriziertochter freudig die Hand am Altar gereicht hätte, warben vergebens um die Gunst der schönen Zoë, und selbst kein Bitten oder Zürnen Catarina's vermochte etwas über ihren Willen.

Dann und wann erhielt Giorgione eine Blume, eine halbverwelkte Rose durch Vertraute überbracht, die Schriftzeichen waren dem Griechenmädchen so fremd wie das gedruckte Wort, aber ein grüner Zweig sagte dem Liebenden deutlich genug: „Harre und hoffe!“ und so that er. Seine besten und am glücklichsten gewählten Bilder wurden in dieser Zeit seligen Harrens geschaffen: „Die Maria mit den musicirenden Engeln“, „die Nymphe“, eine Zierde des Palastes Pitti zu

Florenz, das berühmte Portrait des „Herzogs von Nemours“ und „der Seesturm“, dessen Motiv der Chronik seiner Vaterstadt entnommen ist. —

Es war im Monat März des Jahres 1510, da verbreitete sich das Gerücht, daß die Königin Catarina wieder einmal des Aufenthaltes zu Asolo müde sei und nach Venedig komme — und so geschah es auch, und Giorgione erblickte an ihrer Seite die Geliebte, schöner erblüht, als seine lachendsten Träume sie ihm vorgespiegelt.

Mit der Hand auf dem pochenden Herzen schaute er der Gondel nach; halb verstohlen hatte sie seinen Gruß erwiedert und ein brennendes Roth war dabei über ihr Antlitz geflogen. Aber nur dies eine Mal wurde ihm ihr Anblick; von jenem Tage an verschwand sie hinter den dunkel verhängten Fenstern des Palazzo Cornaro — Catarina war gefährlich erkrankt.

Und dann kam die letzte Nachricht über diese, für ihre Vaterstadt so bedeutende Frau, nämlich die ihres Todes. Der berühmte Andreas Naugerius hielt ihr die Leichenrede und die geschicktesten Bildhauer wurden berufen, um ihr ein prächtiges Marmordenkmal zu setzen, welches ihr Bruder Georg, der Erbe ihrer unermeßlichen Schätze, ihrem Andenken stiftete. An

demselben Tage, an welchem man Catarina Cornaro zu Grabe trug, die noch in der Blüthe ihrer Jahre hingerafft worden, pochte es heftig an der Thür von Giorgione's Atelier. Er allein war in der Einsamkeit zurückgeblieben, während das prächtige Schauspiel der Bestattung fast ganz Venedig herbeigelockt hatte. Erstaunt öffnete er dem ungeduldigen Klopfer, — und eine zitternde Gestalt flog in seine Arme; Zoë wars, die heißgeliebte, langersehnte.

„Sas agapo — Zoë mou!" flüsterte er beseligt und tausend andere zärtliche Worte in dem griechischen Idiom, dessen Studium er sich seit Jahren ergeben.

Das bebende Mädchen hörte, beachtete das kaum.

„Rette, o rette mich, Giorgione!" war Alles, was sie unter Thränen zu sagen vermochte. „Ich habe meine Beschützerin verloren, nun wird man mich zwingen, einem Verhaßten meine Hand zu reichen!"

Beruhigend küßte er ihre feuchten Augen. „Jetzt bist Du in der Heimat, Zoë, und für immer geborgen! Und ich lasse Dich nimmer, wenn Du mich nicht läßt!" — —

Und dennoch mußte er die endlich Wiedergefundene schon am folgenden Morgen verlassen. Schon lange war Alles für ihn zur Abreise nach seinem Heimatstädt-

chen Castelfranco vorbereitet, wo er Landschaftsstudien zu „Jakob und Rahel", einem bereits entworfenen Gemälde, welches er dem Urtheil der Kunstrichter zu übergeben dachte, machen wollte — und die Zeit drängte. Aber er ließ es in treuer Hut, sein „süßes Leben", bei seiner Schwester Luigia, der einzigen Freundin und Trösterin, welche er je besessen. Nur kurze, schnellfliegende Wochen bei emsiger Arbeit, und dann wollte er heimkehren, um seine Griechenrose sein Weib zu nennen.

„Jakob und Rahel" hat man mit Recht die gemalte Poesie Giorgione's genannt; heitere Ruhe liegt über dem Bilde, das sich in der Dresdener Galerie befindet. Nur ein dichterischer Geist konnte sie so wiedergeben, diese reizende Idylle. Sonnenklar ist die Landschaft, saftig-frisch das Grün der Bäume, hellrieselnd die Quelle und friedlich weidet die Heerde — Jakob und Rahel im Vordergrunde, die Hände ineinander gelegt unter einem herzlichen Kusse. —

Vielleicht dachte er dabei seiner eigenen Heimkehr; lag doch in seinem und der Geliebten Schicksal ein gleicher Zug — ein treues, langes Harren. Mit solcher Befriedigung, wie er diesmal auf sein Werk schaute, hatte er noch nie vor einer Schöpfung der eigenen Hand gestanden.

„Nur weige Pinselstrichen noch,“ schrieb er nach Venedig, „dann bin ich daheim und gehe nie mehr!“

Ein ängstlicher Brief seiner treuen Luigia flog zurück; die Hand, welche ihn geschrieben, hatte ersichtlich gezittert: „Komme nicht, mein geliebter Bruder,“ hieß es darin, „jetzt nicht! Eine verheerende Krankheit hält schreckliche Erndte hier! Bleibe noch in dem stillen Frieden unserer Heimat, bis ich zu Dir komme!“

Das war eine unerwartete und böse Botschaft für den sich ungeduldig nach Venedig zurück Sehnenden; — und nicht ein Gruß, ein Wort von seiner Zoë! Vielleicht, daß auch sie eine Opfer — doch nein, er wagte nicht weiter zu denken. Die Pinsel flogen zur Seite, fast achtlos wurde sein kostbares Gemälde verpackt und die nächste Stunde schon traf ihn auf der Reise. Wo er aber auch unterwegs fragen mochte nach dem Unglück, welches über die Dogenstadt hereingebrochen sein sollte, begegnete er erstaunten Gesichtern. Niemand wollte etwas davon wissen, und immer düstere Ahnungen stiegen in ihm auf. Endlich sah er Venedig, aber nicht lachend, vom Sonnenlicht übergossen, die Marmorpaläste heiter grüßend und das blaue Meer leise plätschernd — grau, schwer und nebelfeucht hing das Netz, welches der Scirocco webt über der Lagunen-

stadt. Unbeweglich, träge, geschmolzenem Blei gleich war die Meerfluth.

Giorgione fragte nicht weiter — er wußte jetzt, daß nur ihn selber ein Unglück betroffen haben könne, daß die liebende Schwester ihn fern halten gewollt, um ihn noch so lange als möglich der heitern Hoffnung zu überlassen.

Unter den Säulen der Vorhalle trat ihm Luigia entgegen, so bleich in dem schwarzen Schleier, welcher um ihr blondes Haupt geschlungen war.

„Sie ist todt?“ rang sich die Frage unter tiefem, schmerzlichen Stöhnen aus seiner gepreßten Brust.

„Nur ich bleibe Dir noch!“

In düsterm Schweigen starrte Giorgione nach der Stelle, wo er Zoë zuletzt gesehn, von welcher aus sie ihm lächelnd nachgewinkt. Eine lange, bange Pause — — dann faßte seine Hand die der Schwester.

„Führe mich an ihr Grab, Luigia!“

Ach, da mußte denn ihr bebender Mund erzählen, wovon er nie hätte reden mögen, worüber sie gewein Tag und Nacht!

„Nur für Dich ist sie todt, mein armer, armer Bruder! Einem Andern lebt sie in aller Schönheit, aller Jugendfrische! Ihm wandte sie zu, was sie Dir raubte, — ihr Herz!“

Er brach nicht zusammen unter ihren Worten, kein Laut kam über seine Lippen, nur seine schmerzbewegten, todtbleichen Mienen zeigten, wie tief er ins Herz getroffen war, nur seine starke Rechte faßte nach einer Säule, als wolle er dieselbe mit einer einzigen Bewegung niederstürzen.

„Sein Name!“

Schweigend legte Luigia einen Brief, welcher von Ravenna gekommen war, in seine Hand. Il Moro hatte ihn geschrieben.

„Ich weiß, Ihr verzeiht uns Beiden, Maëstro, „den Schmerz, welchen wir Euch bereitet. Weil wir „nicht ohne einander leben konnten — war es besser „zu gehn, eh Ihr heimkehrtet — — und dann bauen „wir nicht vergebens auf Euer gutes Herz! Zoë gab „Euch einst ein Versprechen, was aber wahre Liebe „ist, weiß sie erst jetzt — und zudem kennt Ihr doch „auch das Sprichwort „lontano dagli occhi, — lontano „dal cuore — aus den Augen, aus dem Sinn,“ „Ihr hättet vielleicht nicht nach Castelfranco gehen „sollen! — —

„Verzeiht uns! Ihr liebt ja im Grunde doch „nur die Kunst, mich aber habt Ihr immer Euren „schlechtesten Schüler genannt, aus welchem nur ein

„Handwerker der Kunst, nie ein echter und rechter „Künstler werden könne, — gönnt mir also statt des „Ruhmes — das Glück der Liebe!“ — —

Niemand von des Meisters Umgebung, außer den treuen Schwesteraugen, erblickte jemals etwas von dem grausamen Schmerz, der sein tiefgekränktes, edles Herz zerriß; aber die Wunde, welche ihm von der Hand der Heißgeliebten und dem treulosen Schüler geschlagen, brannte fort und fort. Schon nach Jahresfrist sank er ins Grab, erst drei und dreißig Jahre alt, aus dem vollsten Schaffen gerissen, von den Zeitgenossen, wie von der Nachwelt betrauert.

Il Moro erfüllte indessen die Weissagung seines Meisters. Er ist nur ein Handwerker der Kunst geblieben und kaum ein leidlicher Porträtmaler zu Ravenna gewesen. Ob als Entschädigung die schöne Griechin ihm volles Liebesglück gewährt, so daß er darüber des Ruhmes und Strebens gänzlich vergessen und freudig sein Haupt statt des Lorbeers mit Rosen geschmückt hat, — oder ob sie selbst nicht manchmal in stiller Stunde Reue fühlte über ihren Verrath an dem Herzen des großen Meisters . . . . das ist nirgends zu lesen.

Schillers erste Lotte.

„Der freien Jugend flücht'ge Spiele, . . .
Wo Amor leicht und flatternd hüpft.“ —
Schiller.

Dichter und Frauen, die beiden Namen waren unzertrennlich von einander, seit die süße Blume der Poesie auf Erden geblüht hat und werden es sein, so lange noch ein Lied dem Herzen und ein Sang dem Munde entströmt. Oeffentliche Anerkennung, Ruhm und Ehre sind Gaben, welche dem „Begnadigten“ meist nur von den streng richtenden Lippen der Männer zugesprochen werden — das Weib prüft und urtheilt mit dem Herzen, und ein Frauenherz ist eben ein eigen Ding, das hier einen holprigen Vers und dort eine fehlende Silbe verzeiht, wenn der Gedanke zu fesseln und zu rühren vermag. Wo der Mann laut preist und rühmt, hat oft das Weib nur ein sanftes Lächeln auf dem Antlitz oder eine stille Thräne im Auge und solche stumme Huldigungen sind dem echten Sänger nicht minder werth.

Aber nicht allein als „holde Verehrerin“ steht die Frau dem Dichter gegenüber! Wer könnte je die Lieder

und Weisen zählen, von denen sie „Urheberin“ war? Welche Köpfchen und Köpfe tauchten da wohl in dem Rahmen einer einzigen Gedichtsammlung auf? Blauäugige Gesichtchen unter Rosen lächelnd, Gluthblitze unter schwarzen Schleiern hernieder, drüben winkt die warme Hand der Freundschaft und hüben die vornehm-blasse einer hohen Beschützerin! Jedes Lebensalter ist vertreten und den Reigen schließt das Mütterchen mit den weißen Locken, „die alte Frau, die ihn so lieb“ — zu der sich oft die Lieder flüchten, wenn das Ohr, dem sie gesungen wurden, sich ihnen verschloß.

Mit besonderer Vorliebe suchen wir in dem Leben eines Dichters nach diesen „Urheberinnen“, vermuthen und schließen und mancher Frauenname bleibt, einmal aufgefunden, fortan mit dem Gedicht vereint, an welches er sich knüpft und lebt vielleicht „ein ewig Leben“.

In und durch die Goetheschen Gedichte und Werke schwirrt es von wirklichen Namen seiner Herzensköniginnen — nicht so in Schillers Schöpfungen. Nur selten trägt bei ihm ein Lied eine bestimmte Adresse und wo dies geschieht, birgt sich schalkhaft der wahre Name hinter dem erborgten Klang eines andern. Wo Schiller am heißesten geliebt, war er der Welt gegenüber am schweigsamsten und wo er am schmerzlichsten

verwundet worden, deckte er fest die eigene Hand darüber, bis sich die Narbe geschlossen. Dort aus „dem Leid ein Lied", hier hat die höchste Freude und der tiefste Schmerz keinen Ton — ein, die Verschiedenheit im Gefühlsleben unserer beiden größten Dichter am meisten charakterisirender Zug.

Je schwerer indessen die Schillerschen Frauengestalten zu entdecken sind, um so lieber und interessanter die Nachforschung — mag hier der Schatten einer fast Vergessenen erstehen!

Charlotte von Lengefeld! Wer kennt sie nicht, die zärtlich liebende Gattin, welche die wenigen Stunden wirklichen Glückes mit ihm theilte und die vielen traurigen, welche ihm das Leben brachte, tragen half? Und wer weiß es nicht, daß Charlotte von Kalb, die Frau mit „den großen Augen und der großen Seele", die Freundin war, der er einst kühn und ungestraft sagen durfte: „Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren!" Dreimal aber kehrt der Name „Lotte" bedeutungsvoll für Schillers Herzensleben wieder — es gab noch eine „erste Lotte" und ihr galt seine erste wahre Liebe!

* * *

Ein regentrüber Octobertag des Jahres 1781

wars. Bleischwere Wolken hatten sich herabgesenkt und verwischten die Contouren der sich sonst so freundlich abzeichnenden Rebenhügel, welche die Residenz des schönen Schwabenlandes umkränzen. Dann und wann brauste ein Windstoß daher und wirbelte vertrocknete Blätter mit sich fort oder rüttelte und schüttelte die Stäbe, an denen das Weinlaub emporgeklettert war und sich mühsam mit der schweren Last der Trauben, die den Grundstoff schwäbischer Gemüthlichkeit in sich bergen, festhielt.

Die wenigen Fußgänger, welche in den Straßen zu erblicken waren, hatten sich sorgsam mit Mänteln und Schirmen bewaffnet, die trippelnden Schrittes vorüberhüpfenden Mägde bargen ihre lachenden Gesichter wohlgeschützt unter dem Tragkorbe auf ihren Häuptern und die Schulbuben nahmen alles Respectes zum Trotz den Katechismus zur Abwehr gegen die heftiger niederfallenden Tropfen und huschten im lustigen Spiel unter einem vorspringenden Dach hinweg zum andern hinüber, bis die Schwelle des elterlichen Hauses erreicht war. Nur eine Gestalt schien wehr- und hülflos dem Wetter ausgesetzt und ihm deshalb um so schneller entfliehen zu wollen. Aber eben das, was sie der Begünstigung anderer Sterblicher, sich mit breit ausge-

spanntem Schirm dem Regen widersetzen zu dürfen, beraubte, die Uniform, verlieh der Erscheinung einen wunderbar komischen Anstrich. Der junge, fast über gewöhnliche Größe hinausragende Mann trug die noch nach altpreußischem Schnitt geregelte Kleidung eines Feldscheers vom Augé'schen Grenadierregiment. So eng und eingepreßt der Waffenrock den Körper umschloß, so steif und hölzern blickte das jugendliche Haupt von dem in eine starke roßhaarene Binde eingezwängten Halse herab. An jeder Seite des hagern blassen Gesichts, welchem die kühn und spitz hervortretende Nase einen Anstrich von Stolz gab, zeigten sich drei starr vergipste Rollen, denen selbst die kühnste Phantasie nicht den Namen „Locken" beigelegt haben würde. Ueber ihnen thronte der kleine, aufgeschlagene Militairhut, unter dem ein langer, schwerer Zopf zum Vorschein kam, der bei jeder Bewegung seines Trägers eine gravitätische Verbeugung auf dessen Rücken machte. Das Absonderlichste aber waren unstreitig die Füße des Herrn Feldscheers, die in weißen, mit Filz ausgefütterten Gamaschen standen, welche sich hartnäckig jeder Biegung der Knie widersetzten, so daß seinem Gang wider Willen etwas dem Storchschritt Aehnliches angeheftet wurde.

Der junge Mann hatte indessen die Marktstraße, die älteste und lebhafteste Verkehrsstätte der Hauptstadt verlassen, war rechts eingebogen und befand sich auf dem „Kleinen Graben“ seine hastigen Schritte jetzt einem bestimmten Ziele, dem Nebenhause des Professors Haug zuwendend.

Eben hatte er die Schwelle desselben erreicht und schüttelte die nassen Perlen von Hut und Rock, als die Thür schon von Innen geöffnet wurde und ein dickes, rothes Gesicht, dessen Besitzer ebenfalls in einer Uniform, aber in der vielfach geflickten eines Fourierschützen steckte, den Eintretenden angrinste.

„Grüß Gott, Herr Regimentsmedicus,“ klang es im schwäbischen Dialect und mit bedauerlichem Tone, „bei dem Wetter die Praxis und noch dazu nur Invaliden!“

„Was giebts oder hats gegeben, Kronenbitter? Er sieht aus, als müsse nach seiner Einleitung noch eine Neuigkeit zum Vorschein kommen?“

„Habe zu melden, Herr Regimentsmedicus, daß es drinnen Besuch giebt, worüber die Frau Hauptmann Vischerin nebenan die Hände ringt. So eine Wirthschaft wie Kraut und Rüben, sagt sie, bei einem — nu, ein schönes, besonderes Wort für einen Versmacher

ists gewesen. — Da kommen die Leute und sehen ihn sich an und schildern ihn ab, und wenn sie als Wirthin genannt wird, so kann sie am Ende noch mit dem Verdachte einer unordentlichen Frau auf die Nachwelt kommen, und das wäre erschrecklich für sie. Das hat mich gejammert, Herr Regimentsmedicus, und weil ich doch ein Gewissen habe und nichts Unrechtes dulden mag und Sie doch immer sagen, der Kerl, der Kronenbitter . . ."

„Ist ein unordentlicher Patron, so will er Alles auf sich nehmen?" ergänzte Jener. „Nun ja, wenn wir einmal für die Nachwelt so viel Werth haben, daß sie sich um unsere Wohnung auf dem „Kleinen Graben" kümmert, dann mag sie auch wissen, daß es der Kronenbitter war, der oft genug unsere Gamaschen mit Schuhwichse beschmiert hat, zum Gespött der ganzen Wachtparade.

Vorläufig sind wir aber vor dem Allen sicher und der Vischerin ihre Phantasie kann sich beruhigen. Und nun laß Er sehen, wen wir da haben und wer sich das Wunderthier von Poeten in der militairischen Zwangsjacke ansehen will!"

Damit öffnete er die Thür des niedrigen Zimmers zu ebener Erde. Laut und lebhaft plaudernde

Stimmen und dichte Tabakswolken drangen ihm entgegen und erst nach und nach gelang es seinem Auge, einen Gegenstand nach dem andern und endlich die Gesichter der Anwesenden zu unterscheiden.

Wunderlich genug sah es in dem Gemach aus und noch wunderlicher waren die fünf jungen Männer, welche dem Neuankommenden im Chor ein „Grüß Gott" zuriefen, darin vertheilt. Jede Frage oder launige Bemerkung, die sich ihm aber darüber hätte auf die Lippen drängen können, wurde von dem der Gesellschaft Präsidirenden, welcher seinen Sitz auf dem großen Tische in der Mitte des Zimmers genommen, sofort abgeschnitten.

„Nicht diese halbverlegene Miene der Ueberraschung, Herr Regimentsmedicus und Poet, ich habe längst den Anwesenden erklärt, daß unsere Einrichtung echt „kraftgenialisch" ist und nicht minder versäumt, als Mitbewohner dieser geweihten Stätte, die Honneurs zu machen. Man sage, ob ich unsere geehrten Gäste besser placiren könnte? Mit welch sorglicher Vorsicht gab ich nicht Freund Petersen die Bank, unser Prachtstück! — Wer in der Abfassung eines Aufsatzes „über die Nationalneigung der Deutschen zum Trunk" begriffen ist,

bedarf fester Grundlage, besonders wenn man an sich selber die eingehendsten Studien macht."

Ein lustiges Gelächter folgte diesen Worten und während sich der geneckte Bibliothekar erhob, um dem Freunde die Hand zu schütteln, fuhr der Redner auf dem Tische, seine lange Pfeife schwenkend, fort:

„Lieutenant Scharffenstein, mein werther College vom Gablenzschen Regiment, hat ohne viel Umstände von unserm Stuhl Besitz genommen, den andern, leider nur noch dreibeinigen, räumte ich einem schwärmerischen Verehrer von Dir ein — Andreas Streicher nennt er sich, ein Anhänger der Frau Musika — kann einmal Deine Lieder in Musik setzen, wenn sie das werth sind."

Glühende Röthe überflog das Gesicht des jungen Musikers, mit einer schnellen Handbewegung warf er die langen, blonden Haare zurück und blickte zu der hohen Gestalt des Regimentsarztes auf:

„Als ich in der letzten Prüfung in der Akademie die unerschrockene lateinische Disputation eines Mediciners mit Interesse verfolgte und die gnädige Herablassung des Herzogs gegen ihn wahrnahm, ahnte ich nicht, daß ich in demselben den Verfasser . . ."

„Der Räuber finden würde," vollendete der lustige

Lieutenant von seinem hohen Sitze herab. „Ja, ja, junger Musikus, man kann sogar zum Lobe eines Fürsten singen:

„Trügt Ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär Euer Herrscher — Er!"

und doch über einem staatsgefährlichen Trauerspiel brüten! Den aber, welcher dort auf einem Ballen besagten Trauerspiels sitzt, noch im blauen Frack und der weißen Weste eines Karlsschülers, den solltest Du kennen, staatsgefährlicher Regimentsmedicus!"

„Wolzogen! Schiller!" ertönte es zu gleicher Zeit und dann lagen sich die beiden Jünglinge in den Armen.

„Rührend!" sagte der Lieutenant Kapf und sprang zur Erde. „Ueber dieser Begeisterung kann man ganz vergessen, daß dort in jener Ecke unser Kartoffelmagazin ist, schade nur, daß sämmtliche Flaschen, welche so melancholisch unter den beiden Feldbetten hervorsehen, radical geleert sind. Man müßte wirklich der Freundschaft zu Ehren ein Gläschen trinken!"

„Daß wir das können, danke der so oft von Dir geschmähten Muse und dem Ertrag meiner Gedichte!" rief Schiller und gab Kronenbitter einen Wink, welcher nach wenigen Minuten mit einem großen Kruge schwä=

bischen Landweins erschien und um denselben mehrere Gläser verschiedener Größe gruppirte, welche sofort gefüllt wurden und fröhlich aneinanderklangen.

„Es lebe die Freundschaft! Die Poesie! Die Freiheit!“ riefen die frischen, frohen Stimmen und die Augen leuchteten heiter und stolz dabei auf. Nur Einer blickte düster bei dem Worte „Freiheit!“ — Friedrich Schiller.

„Nennt sie nicht!“ rief er bitter, „es ist, als ob Ihr dem Blinden das Wort Licht höhnisch in die Ohren schreit! Freiheit — wo ist sie? Und wenn Ihr einen Schein davon besitzt, was habe ich? Aus der Akademie entlassen, wo man den Geist wie den Körper gedrückt und eingeschnürt, hat man mir mit fürstlicher Gnade die Stelle eines Feldscheers gegeben — monatlich achtzehn Gulden — jeder Tritt und Schritt bewacht — von der Parade ins Lazareth und umgekehrt meine tägliche Wanderung — und meine fehlende Degenquaste sagt mir zu jeder Stunde, daß ich nicht einmal den Officiersrang besitze! Wißt Ihr, Kapf und Scharffenstein, daß Ihr einen Act der Herablassung begeht, wenn Ihr mit mir verkehrt?“

„Flüchten wir zusammen in die böhmischen Wälder!“ rief Kapf, „die Räuber hervor! Jetzt ist die

Stimmung da, zu fluchen und zu toben! Ich kenne Dich, Spiegelberg!"

„Zittern sollen sie, die Tyrannen Alle," fuhr der junge Dichter mit blitzenden Augen fort und drohende Wolken bildeten sich auf seiner hohen Stirn; „ich sage Euch, wenn die Räuber nicht öffentlich dort draußen vor der Stadt von dem Henker verbrannt werden —"

„So werden sie den Namen Friedrich Schiller unsterblich machen!" schloß Scharffenstein, die Hand auf des Dichters Schulter legend; „aus dem gähren-den Most lagert sich der edle Wein ab. Nur kühn hinaus mit dieser Bombe, laßt die Bresche nur klaffen! diesem ersten Jugendwerk werden noch andere folgen. Nach der Sturm- und Drangperiode die hehre Klarheit echter Meisterschaft — den Räubern ein volles Glas, sie werden bleiben, als Vorläufer größerer Schöpfungen!"

Stumm und gerührt standen die sechs Jünglinge einige Secunden lang neben einander, dann klangen erst leise und sanft und dann melodischer anschwellend die Töne eines Flügels, von kunstfertiger Hand angeschla-gen, in das abenddunkle Gemach.

„Laura," sagte Schiller halblaut vor sich hin und neigte das lauschende Haupt.

Wieder war es der „lustige Kapf," welcher die Stille unterbrach.

„Laura am Clavier!" rief er, „da hört Ihrs selber, wie ihr Finger durch die Saiten meistert. Heda, junger Freund Streicher, Ihr könnt uns am Ende am besten sagen, wie viel von dem herrlichen Spiel unserer Frau Wirthin auf Rechnung von des Regimentsmedicus Phantasie zu schreiben ist. Es gehören auch schon mehr Dichteraugen dazu, das in unserer guten, blonden Vischerin zu sehen, was Schiller von ihr gesungen. Laßts Euch sagen, Herr von Wolzogen und Streicher, die schöne Luise hat den Rubicon schon überschritten und ist, aller Schillerschen Schönheitssingerei zum Trotz und der Wahrheit zur Ehre, nahe den Dreißigen, und eines ehrlichen Hauptmanns Wittwe und Mutter zweier Kinder. Natürlich ist sie nicht wenig stolz, von unserm Herrn Poeten so besungen und den Lesern seiner Poesien als holde Rosenknospe vorgeführt zu werden!"

„Lästermund!" drohte Petersen, Schiller aber richtete den ausdrucksvollen Kopf empor:

„Spottet nur! Ihr Alle müßts als Wahrheit bekennen, daß zu den Liedern eines Sängers eine Herrin gehört, so wars von Alters her. Ohne Laura hätte

Petrarca seine Sonette nicht geschaffen — ohne Beatrice hielten wir heute nicht Dantes herrliches Werk in den Händen — glücklich sie, daß ihnen edler Frauen Schönheit blühte. Wo und wann aber ist mir ein holder Blick geworden, wann hat nur eine Frauengestalt meinen Weg gekreuzt? An Mutter und Schwestern richtet man keine Liebeslieder, und Gräfin Franziska von Hohenheim, die einzige Frau, welche die Räume der Akademie je durchschritt, schwärmerisch anzusingen, wäre eben so gewagt, wie respectwidrig. Daß ich sie in schwungvoller Rede verherrlichen durfte, wißt Ihr ja und ich bin auch ganz glücklich über den freundlichen Blick aus ihren schönen blauen Augen, indessen — Liebeslieder will man doch auch einmal schreiben und dazu gehört ein Gegenstand, wo ihn aber finden? In der Akademie doch wohl nicht!"

„Frevler, Du vergißt die Pensionairinnen der Herzogin — die ganze Ecôle des démoiselles!" lachte Scharffenstein.

„O weh, welch ein Poëm aus diesen Begegnungen wohl hätte entstehen sollen!" warf Wilhelm von Wolzogen ein, „Ihr seid die Qual los, während ich noch bei jeder Redoute eine kleine Hand auf meinem Arm fühle, und wir sämmtlichen Karlsschüler paar=

weise mit den armen, zitternden Küchlein der Gräfin dahinziehen, den Exercierstock des Majors neben uns, — überall von dem spottenden Ausruf empfangen: „Da kommen die Mönche und die Nonnen!"

„Also werdet Ihr auch meine Laura-Poesien begreifen," fuhr Schiller fort. „Dank ichs ihr doch, daß ich sie nennen und meinen darf; der erborgte Namen gilt dem der Geliebten, der Zukunft gleich, welche die Göttinger Hainbund-Dichter besungen haben. Bringt mich in andere Frauenkreise, gebt mir hier und da Gelegenheit ein sanftes, freundliches Wort zu hören, mich an echter Weiblichkeit zu erfreuen, und ich rufe keine Amalie, der Ihr Unnatur vorwerft, wieder ins Leben!"

„Als ob ich mir, wenn ich das könnte und selber hätte, durch den Herrn Versmacher das Spiel verderben würde!" scherzte der Bibliothekar und die Andern stimmten ihm bei. Nur Wilhelm von Wolzogen trat zu Schiller heran und zog ihn an das Fenster.

„Ich weiß einen Ort, wo edle Frauen einen Dichter zu schätzen wissen — ich führe Sie in das Haus meiner Mutter!"

„Und ich," fiel hier Andreas Streicher ein, welcher die letzten Worte vernommen hatte, „ich weiß einen

Freund, der beurtheilen kann, was es heißt, mit echter Künstlerseele gebunden und gefangen zu sein, einen Freund, der seine eigene Freiheit für die Ihre hingeben möchte. Wenn Sie seiner einmal bedürfen — — er heißt Andreas Streicher!"

*
* *

Thür und Fenster waren weit geöffnet, damit die milde Luft des Augustabends ungehindert in das kleine Gartenzimmer dringen konnte, welches einen echten Plauderwinkel bildete mit seinen unter Gruppen blühender Gewächse und hohen grünen Topfpflanzen vertheilten Sitzen; selbst das grelle Licht der Kerzen wurde durch grüne Lichtschirme gedämpft.

Ach, wie behaglich es sich hier plauderte, wußte Niemand besser, als der Regimentsmedicus Schiller, nebenbei jetzt hochberühmter Verfasser der Räuber, welcher der Eigenthümerin des Zimmers, Frau Henriette von Wolzogen, und ihrer lieblichen Tochter Charlotte gegenüber saß.

Wie oft hatte er schon, seit sein Freund Wilhelm ihn zum ersten Mal über die Schwelle dieses gastlichen Hauses geführt, in die sanften Augen Frau Henriettens gesehen und ihr von Dichters Leid und Noth erzählt, und wie lindernder Balsam waren alsdann ihre

mütterlich tröstenden Worte in sein freiheitskrankes Herz gefallen. Und nicht immer hatte er nur mit Klagen kommen dürfen! Es gab einen hohen Festtag im Leben des jungen Poeten, dessen Nachfeier er hier gehalten, und zu der er sogar eine Siegestrophäe, einen bedruckten Zettel mitgebracht hatte, auf welchem zu lesen war, daß: „Am 13. Januar (1782) auf dem Mannheimer Nationaltheater aufgeführt werde „Die Räuber" von dem Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet." Leiser noch wie gewöhnlich erzählte er dann seiner Freundin, daß er selber heimlich bei der Aufführung anwesend war — und von dem stolzen Gefühl des Triumphes, das bei dem Beifallssturm sein Herz durchzuckt. — — Und noch viel leiser und heimlicher schmiedeten die Beiden dann einen zweiten Plan, dessen Ausführung zwar gelang, aber für den Dichter, der hier in Stuttgart doch vor allen Dingen erst Regimentsarzt und dem Herzog zu lebenslänglichem Dienst verpflichtet war, Unheil brachte.

Vielleicht hatte Frau Hauptmann Vischerin ihren Freundinnen die schöne Reise zu Dreien nach Mannheim und die prächtige Aufführung der Räuber, der sie und Frau von Wolzogen an des Verfassers Seite beigewohnt, nicht verschweigen können, genug, der

Herzog erfuhr von der Autorfahrt, und dictirte seinem ungehorsamen Feldscheer vierzehn Tage Arrest. So gelassen der Arrestant nun sein Verhängniß trug, so wenig war der Herr Hauptmann Schiller, wohlbestallter Oberaufseher der herzoglichen Baumpflanzungen auf der Solitude, darüber erfreut. Und gewiß bedurfte es erst mancher Fürbitte der sanften Mutter und der liebevollen Schwester Christophine, ehe der „gestrenge Herr Vater" einwilligte, den Sohn bei einem Besuch auf der Solitude ohne Verweis zu empfangen.

Seit einigen Wochen zog es indessen den Dichter noch weit öfter in seinen Mußestunden von dem „Kleinen Graben" herüber. An dem Theetische der Frau von Wolzogen war eine schlanke, junge Mädchengestalt erschienen, rosige, kleine Hände reichten jetzt dem Gaste die Tasse und ein blaues Augenpaar lachte ihm dabei entgegen — und wie Frühlingssonnenschein in das Herz hinein, in welchem allerhand Lieder emporschossen, wie Veilchen aus dem Rasengrün.

Heute redete man beinahe noch lebhafter als sonst — Schiller hatte die Schüchternheit, welche ihn sonst selten verließ, fast ganz abgestreift. Das feine Gesicht geröthet, mit zornsprühenden Augen und heftig gesticulirenden Händen stand er in Mitten des Zimmers

und erzählte den beiden aufmerksam lauschenden Frauen die Geschichte seiner letzten Audienz beim Herzog Karl im Schlosse zu Hohenheim.

„Sagen Sie nicht die letzte, lieber Freund," fiel ihm die Freiin ins Wort, „Sie selber werden sich beruhigen, — und der Herzog pflegt mehr zu drohen als auszuführen!"

Der junge Mann schüttelte das Haupt:

„Wer jene Miene gesehen und die Worte vernommen, welche an mich gerichtet waren, weiß, daß ihnen nur noch die That folgen kann!"

„Aber die Gräfin, sein guter Engel?" flüsterte Lotte und wandte ihm das ernste Gesichtchen zu.

„Der gute Engel zog sich machtlos zurück, als die Worte: „Ich sag Ihm, Er schreibt keine Komödie mehr, bei Cassation und Festungsstrafe" aus dem Munde Sr. Durchlaucht klangen. Dieselbe hatte heute durchaus keine Augen für die angstvoll gefalteten Hände und flehenden Blicke des Franzele. Da stand ich in dem Prachtzimmer, welches der Herzog verlassen und von jeder Spiegelwand schaute mir mein jämmerlich Bild entgegen — ein niedergeschmetterter Gamaschendichter! Und als ich davon stürzte, war mir's, als lachten all die Statuen höhnisch auf mich herab, als

höben die steinernen Chinesen die Finger und deuteten auf mich und die Pagoden schüttelten die Köpfe und schrieen einander zu: „Da ist er, der frei und ein Dichter sein wollte, er schreibt jetzt keine Komödie mehr, bei Cassation und Festungsstrafe!“

Frau von Wolzogen führte das feine Spitzentuch an die Augen und Lotte nestelte gesenkten Blickes an dem Strauß in ihrem Gürtel.

„Wild und kreischend schrie es aber auch in mir auf! Ich kann und will sie nicht lassen, die Poesie, und oll't ich eltern- und heimatlos werden! Besser fern dem Vaterlande und den Meinen, als in den Casematten des Aspergs schmachten, wie der Schubart! Und nun ist er gereift der Entschluß! Schütteln Sie nicht das Haupt, meine mütterliche Freundin, sehen Sie mich nicht entsetzt an, Lotte, ich fliehe! Irgendwo auf der Welt wird es schon ein Fleckchen geben, wohin die Tyrannenmacht nicht reicht, wo ich dichten und träumen darf!“

Wie erschöpft sank er auf einen Sessel und ehe noch die beiden Zuhörerinnen eine Erwiederung gefunden, nahten Schritte durch den Garten und zwei junge Männer, der eine in der Tracht der Karlsschüler,

der andere in der eines Hofjunkers, traten durch die offene Thür.

„Wieder einmal die Feierstunde zu Ende, der Glockenschlag mahnt mich zur Rückkehr in die Akademie," sagte der Erstere, Wilhelm von Wolzogen!"

„Und mich an den Abschied von Mamsell Lotte," setzte der Hofjunker von Winkelmann hinzu, sich Charlotte nähernd.

„Die Lotte geht?" fragte Friedrich Schiller zerstreut und erstaunt aufsehend.

„Zurück in die Pension und zwar morgen," antwortete Frau von Wolzogen.

„Eher — — als ich," wollte er rufen, hätte ihn nicht der warnend erhobene Finger seiner alten Freundin zur Vorsicht gemahnt. Ein seltsam wehes Gefühl durchzuckte ihn — war der Gedanke an den Abschied von Lotte die Ursache? — Wie sollte das möglich sein — stand ihm doch ein weit schmerzlicherer, der von seinen Lieben und der Heimat bevor! Und doch, wie würde wohl dieses einfache Zimmer fortan ohne sie aussehen? mußte er sich fragen.

„Nur eine Blume!" sagte Herr von Winkelmann im bittenden Tone zu Lotte und zeigte auf den Strauß in ihrem Gürtel. Eben fiel eine Rosen-

knospe in seine Hand, als auch Schiller die seinige ausstreckte.

„Auch für mich, Mamsell Lotte," bat er, „es ist vielleicht ein langer Abschied, den wir nehmen!"

Dunkle Röthe hatte das liebliche Antlitz Lottens überzogen.

„Es ist so schwer, scheiden zu müssen," flüsterte sie und reichte ihm den Rest des Straußes und es blitzte dabei wie von einer Thräne in ihrem Auge.

Frau von Wolzogens schlanke Hand drückte die des Dichters:

„Wenn der Vogel durchaus davon will, so giebt es vielleicht ein sicheres Nestchen für ihn, in dem er sich bergen kann!" sagte sie bedeutungsvoll. Dann verließen die drei jungen Männer gemeinsam das Haus.

In der Nacht, als von der Lagerstätte seines Freundes Kapf bereits die regelmäßigen Athemzüge eines Schlummernden ertönten, lag Friedrich Schiller noch wach auf seinem schmalen Feldbett. So viel Gedanken wogten in ihm und so viele Gestalten und Bilder drängten sich an sein Lager. Das Hohenheimer Schloß, der zornige Herzog, Frau von Wolzogen — und endlich sein Freund Andreas Streicher — „fort

mit mir nach Hamburg!“ rief es so verlockend aus dessen Munde — und „ich will!“ war die Antwort darauf. Und dann blickte ein liebliches Gesichtchen ihn an und zwei freundlich blaue Augen — — und die Blumen, welche in seiner Hand zurückgeblieben waren, hießen Vergißmeinicht! — — und endlich kam der Traumgott — und die blauen Vergißmeinnicht sahen ihn wieder an, aber eigentlich war es ein Augenpaar in einem holden Antlitz, das blondes Haar umrahmte, und das Köpfchen, von welchem sich die seidenen Fäden herniederringelten, lag an seiner Brust.

Seit wenigen Tagen — Mitte Septembers wars — schien das alte, prächtige Hofleben wie es zur Zeit des Anfangs der Regierung Herzog Karls gewesen, wieder erstanden. Hohe, mit großen Ehren und glanzvollen Festlichkeiten empfangene Gäste weilten in der schwäbischen Residenz, das zukünftige russische Kaiserpaar, Großfürst Paul mit seiner Gattin Marie, einer Nichte des regierenden Herzogs. Den Mittel- und Glanzpunkt aller Feste hatte man für den 22. September auf des Herzogs Jagdschloß, die Solitude, verlegt. Der großen Hirschjagd folgte ein feierliches Banket im Kuppelsaal des Schlosses, welcher nach langer Zeit zum ersten Mal wieder strahlend erleuchtet

war. Die Genien an der Kuppel, von Guibals Meisterhand gemalt, schienen darob freudig verwundert auf die geputzte Menge niederzuschauen und ihre eigenen Instrumente und Stimmen mit denen der Hofkapelle, welche während des Mahles concertirte, zu vereinen. Die Spiegel der Seitenwände warfen die Bilder der Anwesenden unzählig vervielfältigt zurück — es war ein wahres Chaos von Licht, Glanz und Größe, Lust und Fröhlichkeit. Und als endlich der Herzog, seiner Nichte den Arm bietend, die Tafel aufhob und mit dem Großfürsten Paul, welcher die schöne Gräfin Hohenheim führte, auf die große Freitreppe hinaustrat, bot sich den Augen der Versammelten ein nie gesehenes, wundervolles Schauspiel. Wie mit einem Zauberschlag flammte es auf zwischen den Bäumen des Parkes unter den Statuen, auf der Façade des Schlosses von bunten Lichtern, Fackeln und blitzenden Raketen, auf allen Berghöhen loderten Wachtfeuer, ja selbst die schnurgerade nach Ludwigsburg führende Allee trug einen Schmuck von Pechfackeln, die kleiner und kleiner werdend endlich wie verglimmende Fünkchen in weiter Ferne blinkten.

Während hier oben unter den Klängen von Fanfaren unzählige Jubelrufe erschallten, rollte in der Nähe

von Ludwigsburg ein einzelner Reisewagen durch die Nacht. Er barg zwei junge Männer in bürgerlicher Kleidung, welche schweigend nebeneinander saßen. Um neun Uhr Abends, als fast sämmtliche Einwohner Stuttgarts die Stadt verlassen, um dem Schauspiel auf der Solitude beizuwohnen, waren sie durch das Eßlinger Thor gefahren. Die kurze Frage der Wache „wer passirt?" hatten sie mit dem Ruf Dr. Wolf und Dr. Ritter erwiedert — und ungehindert ließ man sie darauf von dannen.

Eben kam die Solitude in Sicht, das Schloß und sämmtliche Nebengebäude schienen wie in Feuer getaucht, und die Klänge der Musik tönten weit in die Nachtstille hinaus.

Den Arm des Gefährten fassend, zeigte der eine mit bebendem Finger darauf, „Sieh Andreas!" flüsterte er, „wie deutlich Alles hervortritt. Der Scheidegruß vom Elternhaus!" — Dann aber kam es schmerzlich stöhnend über seine Lippen: „O, meine Mutter!" und seine Augen bedeckend, sank er zurück.

*
* *

Und er war eingekehrt in das warme, verborgene Nestchen, das ihm eine Freundeshand bereitet, der Doctor Ritter, alias Regimentsmedicus Schiller.

Viel fehlgeschlagene Hoffnungen, viel trübe Stunden und Entbehrungen, die der getreue Andreas Streicher mit ihm getragen, ja um seinetwillen eigentlich erduldet hatte, lagen zwar hinter ihm, aber in dem traulich warmen Stübchen zu Bauerbach ließ sich ganz angenehm darauf zurückblicken.

Draußen lag der Schnee auf Feld und Flur, aber in dem Dichterherzen grünte und blühte es frühlingsfrisch. Seit den ersten Tagen des Januar war Frau von Wolzogen ebenfalls angelangt, und der junge Poet weilte mit Der unter einem Dach, welcher seit lange seine süßesten Träume gegolten. Einmal hatten inzwischen ein paar andere Mädchenaugen ihn angeblickt, dunkel und funkelnd, aber so lieb und schön auch Margarethe Schwan in Mannheim war, die blauen Sterne in Lottens süßem Angesicht trugen doch den Sieg davon — und nichts konnte das holdselige Erröthen und die blinkende Thräne beim Abschied vergessen machen.

Trotz Eis, Schnee und Kälte feierte man eine Hochzeit in dem kleinen Herrenhause zu Bauerbach, die der Pflegetochter Frau von Wolzogens. Zum ersten Mal seit langer Zeit ergriff Schiller zum Preise der Braut wieder „seinen Dichterkiel“ — aber was er ihr

sang, galt eigentlich Lotten, und sie suchten seine Blicke, als er folgende Strophe las:

„Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns an das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen stehlen
Mit Thränen Thränen sich vermälen
Ist schon der süße Bund gethan.“

Wie frisch und hold sie aussah in dem Schmuck einer Brautjungfer, das lichte weiße Kleid fiel in weichen Falten an ihrem schlanken Körper nieder, lebenswarm gefärbt hoben sich der biegsame Hals, welchen der herzförmige Ausschnitt des Kleides freiließ und die schönen Arme ab, auf dem hohen Toupet des leichtgepuderten blonden Haares war eine mattrothe Rose befestigt.

Waren es nicht unerfüllbare, zu hochfliegende Hoffnungen und Wünsche, welche der junge Dichter in der Brust trug? Und dennoch je öfter sein Blick dem ihren begegnete, um so heißer und inniger wurde der Wunsch, dies süße Mädchenbild einst sein nennen zu dürfen. Und welche Schwierigkeiten sich auch aufthürmen mochten, er mußte und wollte sie überwinden. Der Dichterglanz seines Namens konnte doch wohl einst denjenigen der alten Familie, aus welcher Lotte stammte,

überstrahlen. Sie blühte und grünte ihm so hoffnungsvoll „die schöne Zeit der ersten Liebe!“

Der Plan zu „Fiesko“ erfüllte jetzt seine dichterische Phantasie, der Stoff zu „Don Carlos“ wurde im Kopf getragen, Entwürfe zu „Kabale und Liebe“ gemacht und eine ungestüme Schaffenskraft beseelte den jungen Poeten:

„Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug —
Nichts war so hoch und nichts so ferne
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.“

Die kurzen Wintertage der hochzeitlichen Festlichkeiten schwanden im Fluge, die Schlitten standen vor der Thür, die Gäste hinwegzuführen. Frau von Wolzogen kehrte nach Stuttgart zurück, Lotte in ihre ländliche Pension. Aber nicht für lange brauchte man diesmal Abschied zu nehmen — mit dem Frühling kam das Wiedersehen! Fast freudig leuchtenden Blickes schaute Schiller dem Gefährt nach, das Lotte über die Schneefläche dahintrug — „Frühling und Wiedersehen“ tönte es in seiner Brust nach, wie schnell ließen sich die Wintermonate verträumen! — —

Ja, wie bald waren sie verträumt! Neugierig streckten die Schneeglöckchen ihre grün umkränzten Häupter hervor, der Schnee schmolz, die Märzsonne

lachte, Aprillaunen flogen vorüber, Knospen hier und dort, Veilchenduft — und endlich „war der Mai gekommen.“

Wieviel es da für den Herrn Doctor Ritter, wie man ihn getreulich in Bauerbach nannte, zu schaffen gab! Man kannte den Bücherwurm, welcher den ganzen Winter im engen Stübchen gehockt, gar nicht wieder. Die Herrin des Guts sollte ihren Einzug halten — und zwar auf die feierlichste Art — daß mit ihr auch die Herrin seines Herzens erscheine, errieth wohl Niemand, obgleich die Verse, welche der Herr Doctor Ritter selber den Kindern des Dorfes mit Gesang einstudirte, sehr viel von Liebe und Treue und steter Seligkeit enthielten.

Eine gleiche Feier hatte Bauerbach seit Menschengedenken nicht erlebt, als an dem Tage, an welchem Frau von Wolzogen wiederkehrte.

Böllerschüsse erdröhnten, Glocken läuteten und Flaggen wehten, eine Ehrenpforte erhob sich am Eingang des Dorfes, die Schulkinder sangen, der Herr Pastor hielt eine Rede, und bei dem Allen stand der Doctor mit freudestrahlendem Gesicht und männlich stolzer Haltung. Wie gänzlich verwandelt war überhaupt seine äußere Erscheinung. — Mit der steifen

Uniform war auch alles Linkische und Lächerliche verschwunden, was dieselbe ihm sonst angeheftet. Eine gewisse, edle Vornehmheit umgab ihn jetzt in der zwanglosen bürgerlichen Kleidung und der ausdrucksvolle bedeutende Kopf, welchen das dunkelröthliche Haar ungefesselt und ungepudert umwallte, hatte einen Anflug von idealer Schönheit. Ein schönerer Lohn als die mütterliche Rührung Frau Henriettens und das kindliche Entzücken Lottens über all die Festlichkeit, hätte ihm nicht werden können — oder rechnete der Schelm, seinem Ausspruch gegen seine Freundin zum Trotz, doch jene Augenblicke höher an, in welchen er am Abend, Lottens Arm auf dem seinen, den Tanz der Burschen und Mädchen des Dorfes eröffnen durfte?

Und die nächsten Tage brachten für ihn nicht nur „Augenblicke," sondern „Stunden im Paradiese," und seine Wünsche flatterten immer näher und kühner um die Möglichkeit des „Ewigwährens".

Selbst zum fröhlich unbefangenen Kinde werdend, durchstreifte er mit Charlotte Hain und Flur, sammelte ihr Blumen und knüpfte hier und da einen Vers daran, dem sie mit Rührung lauschte, ja, oft stahl sich sogar wieder ein leises Erröthen über ihre Züge — ein hold verrätherisch Zeichen.

Frau von Wolzogen freute sich der frisch erwachten Lebenslust des Dichters, wer hätte in ihm jetzt noch den verzweifelten Regimentsarzt erkannt, der einst nach der „letzten Audienz bei Hohenheim" vor ihr gestanden.

Sie saßen am Waldessaum, auf blumigem Grunde, der Dichter und die holde Tochter seiner mütterlichen Freundin. Von der jenseitigen Höhe schauten die Ruinen der Burg Henneberg märchenverschwiegen ins Thal, die Sonne rüstete sich bereits zum Scheiden und gab den Spitzen der dunklen, schlankaufragenden Fichten einen flüchtigen Gutenachtkuß.

Unter Lottens schlanken Händen wand sich frisch grünes Eichenlaub zum Kranz, sie wählte nur das und warf unbarmherzig alle bunten Blümchen, welche Schiller in ihren Schooß gelegt, zur Seite.

„Undankbare," scherzte er, „da bückt sich der Riese tausendmal und sieht endlich doch seine Gaben verschmäht. Eichenlaub ist kein Schmuck für das Köpfchen einer jungen sechzehnjährigen Blondine, Mademoiselle Lotte!"

Sie lachte. „Weiß man denn so genau, ob er für mich bestimmt ist? Vielleicht kenne ich ein würdigeres Haupt, das eines Dichters! Da ist er voll-

endet! — O nein, nicht so," wehrte sie dann, „erst hübsch eingelöst, mein Herr Poet! Hat man so seine Verpflichtung, jeden Tag, welchen wir hier sind, durch ein Gedicht zu verherrlichen, vergessen?"

„Halt, wir erkennen das nur an, wenn Lotte uns das Thema giebt; ists ein gutes, so erhält sie einen von Dichtershand gewundenen Kranz, denn jämmerlichen Todes im Grase sollen die armen Blumen nicht sterben!"

„So nehmen Sie den Frühling, Blumen — —"

„Und einen Liebsten dazu?" fragte er.

„Auch den, wenn Sie's nicht anders thun," antwortete sie mit gesenkten Blicken.

Und während sie dann noch immer mit niedergeschlagenen Augen dasaß, die Hände im Schooße gefaltet, machten die Finger des jungen Mannes ziemlich ungeschickte Versuche, die bunten Frühlingskinder zu ordnen, und tönten von seinen Lippen die Verse „An den Frühling."

„Jetzt redet der Liebhaber, Mademoiselle Lotte," streute er dann ein:

„Denkst auch noch an mein Mädchen?
Ei, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen —
Und's Mädchen liebt mich noch!"

„Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von Dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und Du? — Du giebst es mir!"

„Ist's so recht?" fragte er und beugte sich zu ihr. Wieder rötheten sich ihre Wangen, ja es stieg die Schläfe heiß hinauf bis zu den blonden Haaren hinter der hübschen, freien Stirn, aber über die frischen Lippen wollte keine Antwort.

„Ich weiß es, Lotte, ich bin der beste Freund des Liebenden," flüsterte er weich und sprang dann plötzlich auf, sich zum Rande des Bächleins niederzubücken.

„Gefunden!" rief er jauchzend und legte einen Strauß Vergißmeinnicht in ihre Hand. „Wissen Sie noch, wann Sie mir gleiche gaben? Herr von Winkelmann bekam eine Rose — es war eine böse Abschiedsstunde damals — aber eine stille Thräne in Ihrem Auge bemerkte ich doch. Leugnen Sie dieselbe, Lotte?"

„Nein, nein," stammelte sie, „aber es ist nicht hübsch, in Mädchengeheimnisse dringen zu wollen. Und doch, mein Freund — — die Mutter liebt Sie — — ich kann nicht reden, Sie werden es für mich thun!" und mit selig blitzenden Augen ihm schnell den Kranz

auf das Haupt drückend, eilte sie leichten Schrittes davon.

Schiller starrte, die Hand auf das klopfende Herz gepreßt, der fliehenden Mädchengestalt nach. Wie schön, wie weit war die Welt! Wie lachte die Zukunft ihn an — — aus einem einzigen, blauen Augenpaar.

Es dunkelte fast schon, als er in das kleine Herrenhaus von Bauerbach zurückkehrte und zwei weiche kleine Hände die seinen faßten und ein Buch hinein legten.

„Hier stehts, in meinem Tagebuche, lieber Schiller," flüsterte Lottens sanfte Stimme, „bringen Sie es der Mutter — Sie sind ja der beste Fürsprecher bei ihr," und wie ein Schatten war sie entschwunden.

Schiller trat in das Wohnzimmer, das hübsche Matronenantlitz der Frau von Wolzogen grüßte ihn vom Fenster her.

„So freudestrahlend, mein Dichtersohn?" fragte sie ihn, „das ist ja wie Wetterleuchten durch eine weiche Sommernacht auf Ihrem Gesichte, was bringen Sie denn?"

Der junge Mann berührte ihre Finger mit einem ehrerbietigen Kuß.

„Ich komme mit einem Geständniß unserer Lotte — sie liebt — und weil der keusche Mädchenmund nicht selber das Geheimniß verrathen mag, bring ichs geschrieben — — und nebenbei soll ich der Fürsprecher sein!“

Frau von Wolzogen warf einen besorgt prüfenden Blick auf das Antlitz ihr gegenüber — sollte er vielleicht für sich selber reden?

Nicht doch, dort war nichts von der zitternden Hast eines Liebenden, dessen Glück an den richtenden Lippen der Mutter hängt, zu lesen, ruhige Sicherheit glänzte vielmehr von demselben.

„Ei, Schiller, da sind Sie ein seltsamer Bote, obwohl das Mädel weiß, daß Sie so leicht keine Fehlbitte bei mir thun. Mein Herr Poet kennt auch wohl schon das ganze, große Geheimniß? hat schon das Tagebuch gelesen? — Nein? Nun, so mags vereint geschehen — nur Licht müssen wir dazu haben.“

Wie geschäftig der Dichter die Kerze herbeirückte! und dann beugten sich Beide über das schwarze Büchlein und auf die kleine, kritzlich-mädchenhafte Schrift.

Was die freundlichen Augen der Matrone und die kühnen Adlerblicke des jungen Mannes dort gelesen? — —

Die Blumen hatten längst die Aeuglein geschlossen, die Vögel schlummerten unter den Zweigen, nur die geschwätzigen kleinen Wellen rauschten fort und fort, als um die Mitternachtsstunde, auf demselben Platz, auf welchem am Nachmittag die heiteren Stimmen Lottens und Schillers erklungen waren, ein ruheloser Wanderer erschien. Mit welch anderen Gefühlen hatte er vor wenig Stunden dort hinüber nach den Ruinen des Hennebergs geschaut. Dunkel wie die Nachtwolken, welche darüber schwebten, war jetzt seine Zukunft, nicht ein Stern am Himmel, nicht ein Trostesblitz in seiner Seele. Ein einziges Wort hatte sich zwischen ihn und seine Hoffnungen gedrängt — in dem Tagebuch Lottens war wohl von jenem Abschied in Stuttgart und den aufsteigenden Thränen zu lesen gewesen — — nur hieß Der, welchem sie galten, Herr von Winkelmann.

*
* *

Wenige Tage später hatte Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter Bauerbach verlassen und war nach Gotha gereist. Zwar war kein Wort aus Schillers Munde über seine getäuschte Liebe gegen Lotte gefallen, und der Erfüllung ihrer eigenen Neigung von Seiten der Mutter „trotz des Fürsprechers“ noch

einige, vorläufige kleine Hindernisse in den Weg gesetzt, die indessen kaum den Muth des jungen Mädchens sinken machten — aber es schmerzte die feinfühlende Frau, den Freund unter ihrem eigenen Dache leiden zu wissen — und was konnte da augenblicklich heilsamer sein, als eine Trennung?

„Nach kurzer Zeit kehren wir zurück," sagte sie zu Schiller, „Sie sind dann ruhiger geworden, philosophiren über die „thörichte" Hoffnung, bedenken, daß Dichter und Künstler, denen die ganze Welt gehört, überhaupt nicht gut thun, sich so früh zu binden — und finden schließlich in Charlotte eine Schwester wieder."

Als Vorgeschmack dieser zukünftigen Brüderlichkeit wurde ihm dann die Aufgabe eines Briefwechsels mit Wilhelm von Wolzogen — dessen Inhalt Lottens Neigung zu dem Württembergischen Hofjunker von Winkelmann bildete — wahrlich kein Leichtes für den abgewiesenen Liebhaber.

Ueberfließendes Lob von Lotte und ein klein wenig Bitterkeit gegen seinen begünstigten Landsmann schlichen sich in diese Briefe: „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele und noch kein Hauch des allgemeinen

Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — so kenn ich Ihre Lotte und wehe Demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! . . ."

„Ich kenne den Herrn von Winkelmann — er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaftig, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte und ich weiß, er liebt sie wie ein edler Mann und Ihre Lotte liebt ihn wie ein Mädchen, das zum ersten Male liebt. Mehr brauch ich Ihnen nicht zu sagen. — Erlauben Sie mir zum Schluß die Bitte, das Herz Ihrer Lotte zu schonen und mit daran zu arbeiten, daß ihre Geschichte — oder soll ich sagen Roman — sich glücklich entwickelt!"

So selbstlos er das Glück Lottens wünschte, eine Zeile von Frau von Wolzogen, welche Herrn von Winkelmanns Besuch in Bauerbach in Aussicht stellte, riß die Wunde aufs Neue auf und schmerzlich entschlossen schrieb er zurück:

„Wenn sich Herr von Winkelmann hier einfindet, so ist durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann!"

In dieser Zeit des Ringens und Kämpfens mit sich selber ward „Kabale und Liebe“ vollständig geschaffen. Es ist nicht nur wahrscheinlich, daß er in der blonden Luise Miller das Bild seiner „Lotte“ zeichnete — dem Ferdinand seine eigenen Gefühle und Ansichten in den Mund legend — denn, so freundlich auch Frau von Wolzogen sich gegen ihn erwies, konnte er sich kaum verhehlen, daß sie, selbst wenn Lottens Herz frei gewesen, doch keine Verbindung mit ihm gewünscht hätte. Die Kluft, welche in Kabale und Liebe so jäh und schroff gegen Adel und Bürgerthum gähnt, trennte auch ihn von dem Gegenstand seiner Liebe.

Frau von Wolzogen wollte ihn aber nicht directer Weise kränken, Herrn von Winkelmanns Besuch unterblieb, und so wuchsen ihm, allein und stets über sein Verhältniß zu dem geliebten Mädchen nachgrübelnd, wieder neue Hoffnungen.

Lottens Herz war zum ersten Mal von einer Neigung erfüllt — wie selten realisirt sich solch erster Traum einer jungen Mädchenseele. Sie sollten sich wiedersehen, der Rival war fern . . . noch wußte sie nichts von seinen Gefühlen — vielleicht redete des Dichters Mund noch überzeugender zu ihrem Herzen.

„Eine nur ists, die ich suche —
Sie ist nah und ewig weit“.

rief er mit „dem Jüngling am Bache,“ auch von jenem Platz, wo er mit Lotte geweilt, aus.

Wie der Hirt vielleicht einst von hier bezaubert zu der schönen Grafentochter nach dem Schlosse hinauf geblickt, sah er nach Lottens Wohnhaus hinüber — und jene Sage und sein eigenes Lied verschmolz miteinander:

„Komm herab, Du schöne Holde,
Und verlaß Dein stolzes Schloß —
Horch, der Hain erschallt von Liedern
Und die Quelle rieselt klar . . .“

Fort mit Allem, was trennend sich hervordrängt — die wahre Liebe allein schmückt das Leben und blüht schöner in stiller, grüner Thaleinsamkeit, als auf der Höhe des Lebens. Er selber war ja bereit, seinen ganzen Dichterruhm der Zukunft zu opfern . . . Und so nahm er den Kampf mit frischem Muth auf.

Am 30. Mai flog ein Brief zu Frau von Wolzogen, der nichts als seinen Wunsch mit Lotte glücklich zu werden enthielt:

„Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut als eine Galanterie ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich

und ich schenke Ihnen meinen dichterischen Lorbeer in die nächste Boeuf à la mode und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab. — Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben.

„Mit meinen vormaligen Plänen ist es aus, beste Freundin, und weh mir, wenn das auch von meinem jetzigen gelten soll. Daß ich bei Ihnen bleibe und womöglich begraben werde, versteht sich. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit dem ungeheuersten Hinderniß — und ich weiß, ich überwinde es."

Als Frau Henriette am 18. Juni wieder kam, brachte sie zwar Lotte mit, über das Problem „der Dauer von des Dichters Glückseligkeit" hatte sie indessen nicht nachgedacht. — Schiller selber wagte bei Lotten jetzt kein Geständniß und entschloß sich nach reiflicher Ueberlegung mit Frau von Wolzogen, Bauerbach für kurze Zeit zu verlassen und nach Mannheim zu gehen.

Viel aufrichtige Wünsche, freundschaftliche Händedrücke wurden ihm zu theil, als er den Reisewagen

bestieg; „auf Wiedersehen“ war das letzte Wort — und diesmal schimmerten Lottens blaue Augen sogar für ihn allein thränenfeucht.

Langsam rollte der Wagen durch das Thal, nach und nach verschwanden die bekannten Höhen in weiter Ferne — „Wiedersehen“ — — der Dichter sollte sein stilles Asyl, das den Flüchtling einst so heimatlich geborgen, nie wieder betreten!

Der Aufenthalt in Mannheim zog den Verfasser „der Räuber“ in das gesellige Getriebe der Welt, manch anderer lieblicher Frauenkopf tauchte neben ihm auf — doch so gar leicht war das Bild Lottens nicht zu verbannen — ja, am 15. Juni 1874 sprach er es nochmals gegen Frau von Wolzogen aus, daß die Neigung zu ihrer lieblichen Tochter noch immer in seinem Herzen lebte:

„Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingerissen. Fände ich

ein Mädchen, das meinem Herzen theuer wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich!“

„Ich erschrecke über meine thörichte Hoffnung,“ hieß es dann am Schluß, „so viel närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen.“

Was Frau von Wolzogen hierauf geantwortet, sagt kein Biograph — — es war auch das letzte Mal, daß Schiller seine erste „thörichte Hoffnung“ erwähnte — nicht lange Zeit mehr, in welcher ihm die großen Augen Charlottens von Kalb in Freundschaft gestrahlt, sollte vergehen und er fand in seiner „dritten Lotte“ das oft und heiß ersehnte Glück inniger Liebe und echter deutscher Häuslichkeit.

*
*   *

Lotte von Wolzogens erste Neigung war ebenfalls ein Traum geblieben. Sie vermählte sich am 30. September 1788 mit dem Regierungsrath von Lilienstern zu Hildburghausen und starb daselbst am 20. September 1794, in dem jugendlichen Alter von achtundzwanzig Jahren.

Eine welsche Nachtigall.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden — — —
Er träumt von einer Palme
Die fern — — —

Heine.

Wer zu Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts etwas Außerordentliches in der Musik hören wollte, wie es die kleineren und selbst die größeren Residenzen des deutschen Reichs nicht boten, der durfte die weite und beschwerliche Reise nach der nordischen Hanse- und freien Reichsstadt Hamburg nicht scheuen — und wer gar etwas „Absonderliches" zu lernen gesinnt war, erst recht nicht, das war bekannt. Und so gab's stets zur Zeit der Opernsaison eine wahre Völkerwanderung nach der Elbestadt. Fürsten oder reiche Cavaliere in bequemen Reisewagen und einfache Musikanten, denen höchstenfalls ein Hauderer zu Gebote war und deren einziges Gepäck aus dem Instrumente bestand, bildeten das Hauptcontingent derselben.

Auf letztere Weise ausgerüstet war auch im Sommer 1703 ein junger Musikant, ein frisches, fröhliches Blut, aus Halle gen Hamburg gezogen. Zwölf Thaler

und zwölf Groschen waren seine ganze Baarschaft, mit welcher er auf die Reise ging, aber er hatte noch etwas Besonderes dazu, was mancher College, den er unterwegs traf, nicht aufweisen konnte, ein Handkofferchen, das er sein Schatzkästlein nannte, und seine jungen neunzehn Jahre! Was der kleine Koffer barg, den er so ängstlich hütete? Wer hätte es geglaubt — unter der Wäsche, fein sauber gebleicht und gebügelt, denn jetzt kam der Jüngling ja eben noch aus dem Elternhause, lag ein Stoß Notenpapier, — große, dicke Köpfe und zierliche Schwänzchen waren darauf zu sehen — und wer sich zu lesen bequemen wollte, durfte erfahren, daß es „Cantaten" seien, „verfaßt und ausgeführet von Georg Friedrich Händel, Studiosus der Musik und weiland Schloßorganist zu Halle."

Besagter junger Musikant langte glücklich in Hamburg an und hier begann für ihn ein sehr fleißiges und rastloses Leben. Er begab sich unter den Schutz Mattheson's, der als Sänger und Komponist hochberühmt war. In der Kapelle des Direktor Keiser versah er bald verschiedene Aemtlein, spielte die zweite Violine, half auf dem Klavier aus und sprang sonst noch immer ein, wo es Noth that. Außerdem wurde er als Lehrer in den vornehmen Bürgerfamilien der

alten Handelsstadt wohlgelitten. So ungefähr klang die Biographie des Hallensers während zweier Jahre seines Hamburger Aufenthalts, dann aber machte er mehr von sich reden. Zuerst nannte man es ein kühnes Stück, daß er es wagte, als Rivale Mattheson's mit einer Oper hervorzutreten, und sah der Aufführung mit gespannter Neugier entgegen. Nach derselben hatte er aber schon eine Partei für sich, ja, die „Almira" fand trotz der vielen Gegner eine so günstige Aufnahme, daß sie verschiedene Male nach einander gegeben wurde. Und kaum war der Beifall verklungen, den sie hervorgerufen, so brachte Händel schon eine neue Partitur. „Nero oder die durch Blut und Mord erlangte Liebe in einem Sing-Spiel auf dem Hamburgischen Schauplatz vorgeführet, Anno 1705", lautet der Titel auf dem Textbuch, das sogar einen geistlichen Verfasser, den Kandidaten der Theologie Friedrich Feustkind, hatte. Da gab es stets an den Opernabenden ein großes Gedränge auf dem Gänsemarkt, allwo der Tempel Apollo's stand; ein Jeder wollte sehen und hören und urtheilen über das neue Werk des Kunstjüngers, das seiner ersten Komposition so schnell gefolgt war, und auch die Sitze der fremden hohen Herrschaften blieben nie leer. Daß gerade von dort aus der größte

Beifall gespendet wurde, sahen die Handelsherren in den gewaltigen Allongeperrücken mit Vergnügen, die Collegen mit etwas neidischen Blicken, und während die Einen dem Beispiele folgten, suchten die Andern eifrig einige kleine Schwächen in dem Werke des Hallensers zu entdecken. Den aber schien weder der Beifall der Großen noch der Neid der Collegen zu kümmern, er ging ruhig seinen Weg weiter. Nur einmal widerstand er einer freundlichen Einladung nicht — und das blos deshalb, weil der Prinz von Toscana, der ihn rufen ließ, den Namen Medici trug, welcher auch in Deutschland berühmt und geehrt war, als eng verbunden mit Kunst und Wissenschaft. Da stand er denn eines Morgens dem hohen Herrn gegenüber, der, bequem in einen Sessel zurückgelehnt, sich den deutschen Musikanten, welcher ganz verschieden von den eingebildeten italienischen Meistern auftrat, betrachtete.

„Signor Händel, Eure Oper hat uns gefallen," redete er ihn endlich an, „und wir wollten Euch selbst unsern Beifall aussprechen! Es ist etwas in Eurer Musik, das einen Fortschritt verspricht! Sagen wir, Ihr habt einmal versucht, den Zopf, welcher den deutschen Meistern anhängt, etwas lockerer zu binden, — wie?"

„Hoheit,“ erwiderte der junge Mann und machte eine Verbeugung, die weniger hofmäßig als linkisch ausfiel — „ich verstehe Euch nicht ganz. Mattheson, der doch in musikalischen Sachen ein großes Wort drein zu reden hat, tadelt allerhand Ueberschreitungen gegen das Hergebrachte. So habe ich denn manchen Gedanken . . .“

„Welcher über die vorgeschriebene Grenze hinaus wollte, unterdrückt, si, si, man merkt das Eurer Musik an!“ unterbrach ihn der Prinz mit südlicher Lebendigkeit. „Das war oft, als sähe ich einen Buben am Bach. Drüben winkt das freie Feld, die grüne Wiese mit bunten Blumen — nur ein einziger Sprung macht all' die Herrlichkeit erreichbar. Der Knabe fühlt die Lust dazu sich regen, fühlt unbewußte Kraft in seinen Gliedern, da tritt die alte graue Wärterin an seine Seite und hebt warnend den Finger — er wagt's nicht und schleicht mit gesenktem Haupt zurück! Ist's nicht so?“

Die Blicke Händel's funkelten.

„Wie Ihr da redet, Hoheit, wird's mir armem Musikanten fast zu eng in der Brust! In dieser Weise hat noch Niemand mit mir gesprochen; wie kommt's, daß Ihr mich so verstehen könnt?“

„Weil ich selber ein Jünger der Frau Musika bin!“ lachte der schöne Mann, erhob sich und legte die feine Hand, an welcher schimmernde Demanten blitzten, auf Händel's Schulter. „Und eben weil ich das bin, drängt's mich, Euch zuzurufen: verlaßt diesen alten Weg, auf dem Euch jeder Schritt vorgezeichnet ist, werft den holprigen deutschen Text zur Seite, über welchen kein rechter Sänger hinweg kann — und kommt nach dem Lande, wo die Musik blüht. An dem Hofe meines Bruders Giovanni da Medici zu Florenz findet sie rechte, echte Pflege; hier in dem nordischen Klima ist sie doch nur eine kümmerliche Pflanze! Kommt nach Italien! Emancipirt Euch ganz! Laßt mich den Propheten sein, welcher Euch eine große Zukunft weissagt!“

„Das klingt so lockend! — aber Italien ist weit und eine Pilgerfahrt dahin unendlich mühsam!“ brachte der junge Musikant nach einer Pause hervor.

„Ei, Händel, plagt Euch das?“ fragte der Prinz. „Keine unnützen Gedanken und philisterhaften Grübeleien! Weshalb trage ich wohl den Namen Medici? — Für die Reise laßt mich sorgen, Ihr macht sie in meinem Gefolge mit, seid mein besonderer Schützling! Und nun tretet einmal an jenen Flügel,

dort sind italienische Weisen, die spielt; und wenn ich wieder heimkomme, ich habe nur eine kurze Ausfahrt, sollt Ihr mir Euer Urtheil darüber sagen. Ich glaube, ich finde Euch dann sicher schon als halben Italiener mit der Sehnsucht nach den Nachtigallen des Südens im Herzen!“ — —

Als sich Händel allein sah, war's ihm vollends erst, als habe er geträumt und er rieb sich verwundert die großen, kühnen Augen. Aber so viel er auch reiben mochte, das verscheuchte den Bann nicht, da blieb doch immer das prächtig eingerichtete Gemach, der weiche Teppich, auf den er nur behutsam zu treten wagte, und aus den blitzenden, venezianischen Spiegeln, welche die Wände schmückten, blickte ihm seine eigene Gestalt entgegen. Es war kein Traum, dort stand der Flügel, ein Berg von Noten lag darauf; mit einem Schritt war er davor und faßte nach dem ersten Hefte. Jetzt mußte sie ihm aufgehen, die wunderbare Märchenwelt, jetzt wollte er sich in sie versenken, nun mußte es ihn umblühen von Oleander- und Orangengesträuchern, an denen die goldigen Früchte hingen, dunkle Granaten glühten und in den Büschen sangen die Nachtigallen . . .

Als der Prinz eine Stunde darauf wieder in den Salon trat, fand er den jungen Mann noch vor

dem Flügel, aber die schlanken Finger glitten nicht mehr über die Tasten. Er hatte das Haupt gestützt und schaute düstern Blickes vor sich nieder. Erst ein leichter Schlag auf die Schulter weckte ihn aus dem dumpfen Brüten, erschreckt fuhr er in die Höhe.

„Nun, was sagt Ihr, piccolo maëstro! Habe ich nicht Recht gehabt? Ja, ja, ich seh's an Euren Mienen, Euch schmerzen die Tage, welche Ihr noch warten sollt! Geht heim und packt Euren Reisekoffer!“ scherzte der Fürst, aber Händel trat mit feierlicher Miene zurück.

„Nicht doch, Hoheit,“ entgegnete er, „wir wollen uns Beide nicht täuschen. Was ich dort gesehen habe von der italienischen Musik, wird mich nimmer von Hamburg hinweg locken! Nehmt's mir nicht übel, aber ich finde gar nichts Werthvolles und Künstliches in jener Musik. Darauf kann unmöglich großer Fleiß verwandt sein. Wir arbeiten anders hier zu Lande!“

Der Prinz lachte über das ernste Gesicht vor ihm noch mehr, als über das unerwartete Urtheil.

„Deutsches Vorurtheil, amico mio, das kann mich vorläufig nicht kränken. Kommt nur und hört die einfachen Cadenzen und Triller aus dem Munde unserer

Sänger und Sängerinnen und das geschulte Orchester, dann werdet Ihr anders reden!“

„Nein, Hoheit, niemals! Ich bin enttäuscht über die welsche Musik — und sollten jene Cadenzen wirklich angenehm zu hören sein, nun, so müßten die Sängerinnen nicht Frauenzimmer, wie die unseren, sondern geradezu Engel sein! Laßt mich hier, ich will versuchen, in unserer alt hergebrachten und bewährten Weise etwas Tüchtiges zu erreichen!“

„Denkt an den Sprung, Händel — besinnt Euch!“

„Das ist geschehen, mein Fürst, laßt mich den eigenen Weg gehen. Fühle ich später einmal den Drang in mir, so komme ich von selber zu Euch; bis dahin bin ich dann auch wohl mein eigener Kassenmeister!“

„Ihr seid stolz, junger Mann, aber ich will Euch nicht drängen! — Ich hoffe, ich habe dennoch gut prophezeit und sage deshalb nur: Auf Wiedersehen in Florenz!“ — —

Als Händel eben aus der Thür des prinzlichen Hotels trat, sah er drunten Mattheson's bekanntes Gesicht verwundert zu ihm aufschauen.

„Woher?“ fragte der und reichte ihm die Rechte,

über welche kostbare Spitzenmanschetten fielen. „Traue ich meinen Augen, der Händel kommt von einem Fürsten?“

Ein schwermüthiger Blick des Gefragten bestätigte die Vermuthung.

„So redet, redet, ich lasse Euch nicht eher von der Stelle!“ drängte Mattheson, und als wolle er die Worte sofort zur That machen, stellte er sich in seiner ganzen stattlichen Breite vor dem jüngeren Collegen auf. Dieser hatte indeß kaum begonnen:

„Der Prinz ließ mich rufen,“ als der Andere schon wieder in eine Fluth von Ausrufungen ausbrach:

„Und so seid Ihr vor dem hohen Herrn erschienen? Wie Ihr da aus der Probe kommt, nicht im Festkleide? Den einfachen Degen dort an der Seite — nicht einmal mit silbernen Schnallen an den Schuhen! Himmel, ja, nun begreife ich Euer verdutztes Gesicht! Der Kammerdiener hat Euch in diesem Zustande nicht vorgelassen. Ihr werdet sicherlich hinfüro keinen solchen Ruf wieder bekommen!“

„So habe ich vor dem Fürsten gestanden — und so hätte er mich mit nach Italien genommen, wenn der kleine Musikant aus Halle nur „Ja“ dazu gesagt

hätte!“ entgegnete Händel lächelnd, den Eifer des Andern parodirend.

Mattheson schlug die weißen Hände zusammen. „Ausführlich, ausführlich!“ war Alles, was er mit beschwörender Geberde vor Verwunderung herausbrachte. „Ihr habt abgelehnt?“ rief er endlich, als Händel erzählt hatte, „und das sagt Ihr so ruhig und schaut so gleichgiltig drein, als wie jene Stockfische, die man dort eben über den Markt trägt? Sollt' ich's doch nimmer glauben, aber Ihr heißt ja auch Georg Friedrich Händel und seid ein Eisenkopf!“

„Wäret Ihr nach Italien gegangen, Meister Mattheson?“

„Ich?“ und der eitle Mann wollte erst nicht ganz mit der Sprache heraus — „Ich dürfte das meinen lieben Hamburgern nicht anthun, nein, gewiß nicht! Aber ein junger Mensch, wie Ihr seid, hätte es nicht von der Hand weisen sollen, wäre doch vielleicht eine Fortüne! Was Ihr freilich über die welsche Musik sagt, hat seine Richtigkeit. Kunstloses Machwerk, vor dem hütet Euch, Ihr habt hier in Hamburg die besten Vorbilder — anderer bedarf's nicht — und wo Ihr einen Mißgriff machen könntet, bin ich bereit, Euch zu warnen. Ja, ja, an mich hat sich der welsche Prinz

nicht gewagt! — war im Voraus eines Refus sicher. Und nun gebt mir einmal Euren Arm, ich habe Ernstes mit Euch zu reden. Wenn Ihr gesonnen seid, nach meiner Angabe verschiedene Arien in Eurer Oper „Nero“ zu ändern . . .“

„Bester Meister, Ihr wißt, daß ich Euch schon mehr nachgab, daß ich strich, wo Ihr wolltet, und verschnörkelte, wo Ihr es passend und gefälliger fandet . . .“

„Gewiß nicht zu Eurem Schaden, Hallenser! Aber wenn Ihr Euch zu dem, was ich wünsche, entschließt, nehme ich als Nero Abschied von der Bühne, das macht Euer Werk den Hamburgern unvergeßlich! Wie ich Euch aber dann noch besonders danken werde, sollt Ihr schon zur rechten Zeit erfahren und Eure Bereitwilligkeit dabei nicht zu bereuen haben!“

Und Arm in Arm schritten Lehrer und Schüler, lebhaft plaudernd, noch verschiedene Male den Gänsemarkt auf und nieder.

*
* *

Daß dem jungen Komponisten die „welschen Einflüsterungen“ bald vollends aus dem Sinn kamen und daß er wieder wie sonst in den Bann des deutschen Zopfmusikanten gerathen war, beweist deutlich eine Notiz

Mattheson's in seiner „Ehrenpforte" in Bezug auf „Almira" und „Nero:"

„Da nahm ich mit Vergnügen Abschied vom Theatro, nachdem ich in den beiden letztgenannten schönen Opern die Hauptperson mit Nachdruck und unter allgemeinem Beifall vorgestellet und dergleichen Arbeit ganzer fünfzehn Jahre, vielleicht schon ein wenig zu lang, getrieben hatte, so daß es Zeit für mich war, auf etwas Ernsteres und Dauerhafteres bedacht zu sein!"

Händel hatte gestrichen, verziert und gebessert, wie's ihm Mattheson's Finger und seine überzeugende Sprache gedeutet hatte, unverdrossen und unermüdlich und ein äußerlicher Erfolg schien Jenem Recht zu geben — die guten Hamburger kannten damals eben nur die eine, ihnen von Mattheson und Keiser oktroyirte Geschmacksrichtung. —

An einem freundlichen Märzmorgen war's, die Sonne lachte draußen schon heiter und die ersten Blümchen sproßten hervor, wo lange eine Schneedecke gelegen, als Händel an seinem einfachen Arbeitstische saß. Wie immer, wenn er daheim in seinem kleinen Stübchen war, lag Notenpapier vor ihm und ein gewaltiges Dintenfaß mit großer Gänsekielfeder stand dabei. Aber heute wollte es nicht recht von Statten gehen mit dem

Arbeiten; es war eine stete Wanderschaft zwischen dem Clavicimbel und dem Tische, aber nirgends blieb der junge Mann länger gefesselt.

„Ei," rief er endlich halb ärgerlich, halb lustig, „nur Meister Mattheson trägt die Schuld mit seiner geheimnißvollen Reise! Ich glaube, das Reisefieber ist's, was mir in den Gliedern steckt und keine Ruhe läßt; ich wollte nur, er ließe mich nicht mehr warten!" und ungeduldig trommelte er eine Weile an den kleinen, runden Glasscheiben. Doch blieben seine Augen nicht beständig mit dem Ausdruck der Erwartung nach der Straße gewandt, die ruhelosen Sterne wanderten zuweilen nach dem Arbeitstisch, wo zwischen den aufgehäuften Noten ein goldberändertes Blatt hervorblickte, das wieder halb einen funkelnden Gegenstand verdeckte. Die Finger auf der Fensterscheibe brachen dann plötzlich in dem Marsch ab und faßten nach dem besagten Blatt und die Augen folgten ebenso willig dieser Bewegung, obwohl sie sich selber nicht gern Rechenschaft gegeben hätten, zum wie vielsten Male sie heute die, wie es schien, mit einer des Schreibens ziemlich ungewohnten und dennoch kühnen Hand gezogenen Worte lasen:

„Maëstro! Ihr seid ein eigensinniger Deutscher

und ich stelle Euch mir ungefähr vor, wie meinen Lehrer, den Kapellmeister Francesco Redi, der auch ein böser Brummbär ist — nur daß Ihr nicht so alt seid, und daß jener die italienische Musik gerade so verehrt, als Ihr sie verachtet. Nur Engel, habt Ihr gemeint, müßten unsere Arien singen, wenn sie angenehm klingen sollten? — — Nennt Ihr beifolgendes Gesicht das eines Engels, so habt Ihr Recht — — lieber wäre es mir jedoch, Ihr kämet nach Italien und meine Kehle würde von Euch die einer Nachtigall genannt!“

Geheimnißvoll und doch seine richtige Adresse tragend, war das Blatt in Händel's Hand gelangt; ein reisender italienischer Sänger hatte es an seiner Thüre abgegeben. Sicher verborgen in fester Hülle lag eine einfache goldene Kapsel dabei. Ein leichter Druck machte die Feder aufspringen, der Deckel flog zurück und die erstaunten Augen erblickten den reizendsten Frauenkopf. Ein lachendes Antlitz, das aus goldigem Lockengekräusel und weißem Schleier hervorschaute, große dunkle Augen, ein winzig kleiner Rosenmund, welcher neckisch lächelte, und schelmische Grübchen in den Wangen. Der junge Musiker konnte sich anfangs nicht satt sehen an dem lieblich jungen Gesicht, legte das Bild

ärgerlich fort, um im nächsten Moment wieder darnach zu greifen. Ob es die künstliche Miniaturmalerei war, welche er jetzt bewunderte?

Da erklang ein fester Schritt auf der Treppe, ein wohlbekanntes Räuspern, er schreckte zusammen, blitzschnell barg die Hand die kleine Kapsel auf der Brust und das Briefblatt verschwand unter dem groben Notenpapier. Mattheson trat mit fröhlichem Gruß herein.

„Gerüstet und bereit, wie ich sehe, Herr College!" rief er; „nun, so kann die Reise sofort angetreten werden. Schaut nur durch's Fenster, Monsieur Händel, da ist die wohlversorgte Kalesche, Lebensmittel haben wir für einen Monat und Wein genug, um die Kehlen nicht trocken werden zu lassen. Wir können also lustig wie die Vögel in die Morgenluft hinein singen — selbst eine Erkältung brauche ich jetzt nicht mehr zu fürchten!" Und kaum ließ er dem jungen Gefährten Zeit, den kleinen Reisesack zu ergreifen, dem Stübchen einen Abschiedsblick zu gönnen und es wohl zu verschließen, dann saßen sie schon im Wagen, welcher mit möglichstem Geräusch und unter lustigem Peitschenknall des Kutschers dahin rollte.

Händel schien erst wieder zur Besinnung zu ge-

langen, als sie das Thor passirt hatten; er schüttelte den jugendlichen Kopf und faßte Mattheson's Hände:

„Nun muß ich doch endlich wissen, wohin Ihr mich schleppen wollt, das gleicht ja doch einer förmlichen Entführung!"

Der Sänger lachte, daß seiner Perrücke Gefahr drohte, von dem allzu beweglichen Kopf herabzugleiten.

„Keine Entführung! — na, rathen thut Ihr's aber doch nicht — jetzt hat's auch keine Gefahr mehr, entwischen könnt Ihr mir nicht, dazu sind wir zu weit und meine Pferde zu flink. Also hört denn! Nach Lübeck geht's, der ehrsame geheime Raths-Präsident Magnus von Wedderkopp hat mich alldahin geladen, um dem fürtrefflichen Organisten Dietrich Buxtehude einen künftigen Nachfolger auszumachen. Dort will ich Euch präsentiren und rechne dabei auf Eure wohlanständige Aufführung, weil es auch zugleich eine Brautfahrt ist, die Ihr machen sollt!"

„Eine Brautfahrt? erklärt mir das deutlicher!"

„Ihr seid schwer im Begreifen! In dem Nachfolger will Herr Buxtehude zugleich einen Schwiegersohn haben für seine einzige Tochter, Jungfer Sybilla — der sollt Ihr sein!"

„Ich?" fragte der erstaunte junge Mann wieder

— „weshalb gerade ich? Ich weiß kaum, ob ich Neigung für den Stand der heiligen Ehe hätte . . .“

„Ei, ei, seh' nur einer den blöden Schäfer — die Neigung kommt mit der reichen Stelle, das macht sich von selber. Da habt Ihr eine feste Versorgung und sichere Aussichten für die Zukunft — in Hamburg sind für Euch der überlegenen Rivalen zu viel. Auch ist Jungfer Sybilla keine üble Schöne!“

Der prädestinirte Bräutigam erwiederte nichts und versank in tiefes Sinnen, aus dem ihn sein heiterer Reisegefährte endlich mit einem andern Thema — einem musikalischen — weckte. Das Handwerk und den olympischen Dienst konnten Beide nun einmal weder verleugnen noch entbehren, und so entstanden, wie Mattheson selber wieder berichtet, auf dieser Lübecker Fahrt verschiedene Doppelfugen, da mente, non da penna.

Endlich hielt der Reisewagen vor der Thüre des Organistenhauses und der wohledle Herr Dietrich Buxtehude schritt feierlich die drei Seitenstufen hinab, um seine Gäste zu begrüßen. Natürlich geschah das in zierlich gesetzter Rede, wobei sein altes, faltiges Gesicht recht würdevoll wichtig unter der großen Perrücke hervorschaute. Daß zu gleicher Zeit oben im

Erkerstübchen zwischen den weißen Vorhängen zwei neugierige blaue Augen hervorlugten, wurde Niemand gewahr; sie schwanden auch schnell wieder, nachdem sie, zufrieden mit der Musterung, freudig aufgeleuchtet hatten.

Eine Weile redete man drinnen in der sauber geputzten Gaststube von nichts als Fugen, Cantaten, Chorälen und Hymnen, dann aber wurde auch den leiblichen Bedürfnissen Gehör geschenkt und des Organisten rufende Stimme klang nach „Sybilla" durch das Haus.

Leichte, trippelnde Schritte ließen sich auf dem Flur vernehmen, fast zögernd öffnete sich die Thüre und dann zeigte sich die Gerufene in dem Rahmen derselben, die Fremden mit einem zierlichen Knixe begrüßend. Ei, wohl ließ es sich begreifen, daß des alten Orgelmeisters Gesicht väterlich stolz ausschaute und er dem Mattheson zu seiner Rechten einen zwinkernden Blick zuwarf — warum wurde aber wohl Jungfer Sybilla auf der Thürschwelle wie mit Blut übergossen und warum schaute der junge Musikant in der Fensternische so verlegen drein — und wurde gar noch befangener, als ihm das junge Mädchen nach deutscher Sitte die Hand bot? . . . Ein Glück war es, daß Sybilla fleißig zu schaffen und hin und her

zu trippeln hatte bei der Bedienung; sie vermied es auch beharrlich, dem Händel ein zweites Mal in die wunderbar großen, funkelnden Augen zu sehen. —

Nach dem Imbiß ging's hinüber in die nahegelegene Kirche, allwo sich auch die Senatoren und Rathsherren versammelten, um den Bewerber spielen zu hören. Ganz zuletzt, als Alle Platz genommen und Händel's Finger schon präludirend über die Tasten glitten, schlüpfte Sybillens schlanke Gestalt durch ein Seitenpförtchen und verschwand dann in einem dunklen Kirchenstuhle. Und nun brauste es mächtig durch die Kirche, kraftvolle Töne stiegen an den schlanken Säulen empor, jubilirende Stimmen erklangen, bald war es eine alte Weise, die Melodie eines Chorals, bald eine wunderbar verschnörkelte Variation — und endlich klang es dazwischen, nicht wie Orgelklang und Betgesang, sondern wie süßer, lockender Sirenenton, eine Frauenstimme aus weiter Ferne. Die Zuhörer schauten anfangs erstaunt auf, dann aber umfing auch sie der Zauber, nahm sie in seinen Bann und versenkte sie in weiche Träumerei. Zuweilen schien ein Bußlied die verlockende Weise übertönen zu wollen, aber sie ließ sich nimmer verscheuchen, sie stieg höher, heller, reiner empor und trug den Sieg davon.

„Was war das?" fragten sich die Senatoren und Rathsherren, lange nachdem der Spieler droben aufgehört und verschwunden war, und traten berathend zusammen — und „was war nur das?" sagte der Organist zu Mattheson — „aber er ist doch ein ganzer Mann!"

Eben dieselbe Frage legte sich Jungfer Sybille im elterlichen Garten vor. Es hatte sie nicht mehr geduldet in dem steinernen Dom, der ihr sonst so endlos hoch geschienen, beengt und gepreßt war ihre Brust, sie mußte hinaus in die freie Luft und dort flossen ihre Thränen ungehindert, sie wußte nicht, ob vor Freude oder Schmerz. So fand sie der Orgelspieler unter blühendem Flieder und knospenden Rosen — auch ihn hatte es hinausgetrieben; mochten die da drinnen berathen, was sie wollten.

„Ihr weinet, Jungfer Sybilla?" fragte seine klangvolle Stimme und machte das erröthende Mädchen emporschauen. „Was war's, das Euch kränkte?"

„Euer Spiel, Georg Händel," erwiederte sie leise. „Ihr habt eine seltsame Manier, gar nicht wie der Vater — aber doch so ergreifend. Es war mir, als sähe ich den ganzen Himmel offen und hörte die Engelein dazu, als müsse ich beten — und fände keine Worte!"

„Ihr seid ein freundlicher Richter, Sybilla, wollt Ihr mir auch einen Dankesbeweis geben, so schenkt mir den Strauß aus Eurem Gürtel!“

„Es sind so wenige Knöspleín,“ sagte sie in der Befangenheit und nestelte ihn los. „Aber da ist er!“

Händel faßte die kleine Hand, welche ihm die Blumen bot, mit leisem Druck und hob die seine mit dem Strauß, um ihn zwischen dem Jabot zu befestigen. Sybillens blonder Kopf wandte sich seitwärts.

„Ach dort drüben!“ rief sie plötzlich, erst erbleichend und dann erröthend, „kommen die Rathsherren, sie haben schon ihren Entschluß gefaßt!“ und schnell wie ein Reh war sie davon geeilt.

„Die Rathsherren?“ fragte sich der Zurückbleibende kopfschüttelnd; er hatte ja vergessen, was und über wen sie im Dom zu Gericht saßen. Während des Versuchs, den Blumen einen Platz in der feingefälteten Hemdkrause zu geben, war etwas in seine Hand geglitten, es sprang auf — das holdeste Gesicht, welches je eine Malerhand festgebannt, lachte ihn an. Die Lippen sangen, er kannte das Lied, er selber hatte es im Dom gespielt, es hieß „o komm, komm in den sonnigen Süden, wo der Himmel blauer, die Sterne

blitzender, die Nächte lau und voll Liebesgesang sind, komm, o komm!"

„Die Rathsherren?" Das waren ja Häscher mit Banden und Fesseln, die ihn halten wollten in kalter, nordischer Luft — da konnte und durfte er nicht länger weilen — der süße, süße Ton lockte ihn und er mußte ihm folgen. Sybillens kleiner Strauß lag auf dem Boden, sein Fuß zertrat die duftenden Knospen. Am Ausgang des Gartens kam ihm Mattheson entgegen.

„Viktoria!" rief er und klopfte ihm die Schulter, „gratulire, Herr Organist in spe! man ist einig in den Stimmen. Nun gilt's nur noch die Form zu erfüllen und den Vater um Sybillens Hand zu bitten; die blauen Augen haben's Euch doch schon angethan, das sieht man an Euren Mienen!"

„Stimmen? Sybilla — Organist in Lübeck? Träumt Ihr, Freund Mattheson? Wißt Ihr denn nicht, daß ich nach Italien gehe! Morgen, heute schon? laßt nur die Pferde anspannen!"

„Ist er toll geworden vor Uebermuth?" fragte sich Mattheson und schritt entsetzt hinter ihm drein. Aber drinnen mußte er genau dasselbe hören und sah noch das enttäuschte Gesicht des Organisten und die ärgerlichen Mienen der Senatoren dazu. Dann packte

er so schnell als möglich seinen widerspenstigen Schützling in den Wagen und fuhr mit ihm zurück nach Hamburg. Auf die Vorwürfe, welche er ihm machte, wegen des „leichtsinnigen Verscherzens der ehrenvollen Brodheirath“ hatte Händel keine andere Entgegnung als: „Es liegen zweihundert wohlersparte Dukaten in meinem Sack — damit gehe ich nach Italien,“ und leise setzte er hinzu, die Hand auf dem Herzen, wo die goldene Kapsel verborgen war: „Sie ruft mich und ihr muß ich folgen!“

Aus dem rosenumsäumten Organisten-Garten zu Lübeck schauten zwei thränenvolle blaue Augen dem dahinrollenden Wagen nach — Sybilla wußte jetzt, daß es der Schmerz war, welcher sie weinen machte.

Mattheson berichtet über diese fehlgeschlagene Brautreise: „Johann Christian Schieferdecker legte sich hernach näher zum Ziel, führte nach des Vaters Buxtehuden Tode die Braut heim und erhielt den schönen Dienst.“

*
* *

Wie dem Hallenser Musikanten die Flügel wuchsen beim Reisen! Nirgends hielt er sich länger auf, als eben nur zum Ausruhen nöthig war, kein bedeutender College und Musikmeister wurde in den Städten auf-

gesucht, welche er berührte, es trieb ihn rastlos vorwärts — gen Florenz. Denn daß von dort die geheimnißvolle Botschaft zu ihm geflogen, unterlag keinem Zweifel — nur der Prinz Medici hatte den citirten Ausspruch von ihm vernommen. Freilich redete er sich vor, daß es dieser Gönner sei, der ihn nach dort lockte — aber neben dem bekannten Kopf desselben blitzten und leuchteten doch immer wieder große, schwarze Augen auf.

Selbst Venedig, das so viel musikalische Größen beherbergte, fesselte ihn nicht länger, obwohl dort der berühmte Feldherr Prinz Eugen nach seinem siegreichen lombardischen Feldzug ausruhte, ein lustiges Leben herrschte, der Carneval nahte und viel muntere Frauen-Augen den schönen, deutschen Maëstro freundlich anlächelten.

Und dann grüßte er endlich heitern Blickes die Thürme von Firenze la Bella während einer hellen Mondscheinnacht und sang so fröhliche Weisen in die laue Luft, daß der Vetturin, welcher ihn fuhr, sogar von seiner Lustigkeit angesteckt wurde und mit einstimmte. Viel früher als zur vorschriftsmäßigen Stunde stellte er sich im Palast des Prinzen ein. Der hatte indeß kaum seinen Namen vernommen, so befahl er dem mel-

denden Kammerdiener, den Fremden eiligst hereinzuführen, und streckte dann dem Eintretenden wie ein Freund dem Freunde beide Hände zum Gruß entgegen, ihm gar keine Zeit zu einer Anrede lassend.

„Willkommen in Florenz, mein nordischer Wandervogel! — so war ich also doch ein guter Prophet? Laßt's Euch wohl sein unter uns, mir bereitet Ihr eine ganz besondere Freude! Florenz beherbergt augenblicklich noch einen Liebling Apollo's, den großen Scarlatti. Daß Ihr ihm nicht fremd seid, dafür habe ich gesorgt, indem ich ihm einen Einblick in Eure Partituren und Cantaten gestattete. — Er findet gar manches Schöne darin, nur soll Eure Muse die Perrücke und den Reifrock ablegen, meint er, und im einfachen, antiken Gewande daherschreiten. Nun, daß dem so wird, dafür bangt mich's nicht, wir haben hier schon Mittel und Wege, den nordischen Eisenkopf zu bekehren. Heute Abend will ich Euch einführen. Ihr sollt mir eine Ueberraschung sein, welche ich meinen Gästen bereite; damit sie jedoch recht gelingt, bleibt den Tag über daheim auf Eurem Zimmer oder sagt nirgends Euren Namen!“

Am Abend strahlten die Säle des prinzlichen Palastes wie ein helles Lichtmeer und heitere Gäste wan-

delten darin auf und nieder, maskirt und unmaskirt. Zwanglos mischten sich die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Medici unter die Geladenen.

Ein Flügel war auf einer Estrade aufgestellt und alle Welt redete davon, daß der Scarlatti kommen und dort musiciren würde, und freute sich des Genusses im Voraus. Nach einer Weile erschien denn auch der in ganz Italien gefeierte Tonkünstler, eine kleine, dunkle, bewegliche Gestalt mit einer seltsamen Geschmeidigkeit der Glieder und wurde mit lautem Beifall begrüßt. Man erzählte sich wunderliche Anekdoten von Scarlatti; während des Komponirens sollte er stets von einer Schaar Katzen umgeben sein, die er noch obendrein zu den markerschütterndsten Tönen reize; ja, man wollte wissen, daß er sogar tolle Treibjagden mit ihnen veranstaltete und wie sie über Tische und Stühle dahin spränge, bis er dann endlich halb erschöpft nach der Feder greife, um das musikalische Thema zu fixiren, welches ihm während dieses unmusikalischen Lärmens eingefallen.

Jetzt setzte er sich an den Flügel und spielte zum Entzücken der Zuhörer seine originellen Weisen; ein nicht enden wollendes Freudenjauchzen dankte ihm. Als sich Scarlatti wieder erhoben, schritt der hohe Gast=

geber mit einem schlankgewachsenen Fremden dem Instrument zu.

„Ein Freund aus dem Norden," sagte er den Umstehenden, und trat dann seitwärts. Und nun glitten die Finger des Unbekannten über die Tasten und sangen und lockten Melodieen über Melodieen hervor — athemlos lauschte die Menge — selbst als er geendet, herrschte noch sekundenlanges, tiefes Schweigen. Dann aber sprang Scarlatti mit einem Satze die Stufen hinan und faßte den Arm des Fremden:

„Entweder seid Ihr der Teufel — oder der Händel!" rief er mit heller Stimme und blitzenden Augen. „So zu spielen vermag kein Anderer — und den Scarlatti täuscht Ihr nicht!"

Damit war nun freilich das Inkognito gelöst und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, durch den Saal, „il sassone, il celebre sassone, der Sachse, der berühmte Sachse" ist da — und hundert Hände streckten sich begrüßend und dankend nach ihm aus. Es währte noch eine ganze Weile, eh' der Strom der Unterhaltung wieder in geregelten Wellen dahinfluthete. Händel hatte an der Seite des Flügels seinen Platz erwählt, und schaute, sich einen Augenblick der Ruhe nach den leidenschaftlichen Akklamationen der Florentiner

gönnend, auf das Treiben um ihn hernieder. Da streifte ihn leise ein rauschendes Frauengewand, eine kleine Hand legte sich leicht auf seine Schulter und eine sanfte Stimme flüsterte:

„Caro sassone, setzt Euch einmal an den Flügel und begleitet mir jene Arie — Ihr habt wie ein Teufel gespielt, sagt mir, wie ich singe!“

Willenlos sah er sich dann fortgezogen, ein Notenblatt vor sich und fast mechanisch fielen seine Hände auf die Tasten nieder. Was die schwarzverschleierte Frau neben ihm sang, wußte er nicht, er hörte nur die seltsam ergreifende Stimme, einen wunderbaren Contra-Alt, zu Herzen klingend wie Orgelton und wieder gen Himmel steigend, jauchzend, jubilirend — und es war ihm zu Sinn, wie damals in der Kirche zu Lübeck, nur daß der Sirenensang nicht mehr aus der Ferne lockte, sondern dicht neben ihm erscholl . . .

„La Tesi, la virtuosa del principe di Toscana!“ klang es in der Runde, „die Tesi, die Virtuosin des Herzogs!“ — Händel hörte es nicht, was galt ihm auch ein Name! Und als sie jetzt geendet, beugte er sich zu ihr:

„Ob Engel oder Nachtigall, Ihr seid die erste Sängerin der Welt, und über die italienische Musik soll

mir hinfort nichts mehr gehen — nehmt mich zu Eurem Schüler!"

Da faßten die kleinen weißen Hände nach der Maske, der schwarze Schleier sank mit ihr herab und ein wohlbekanntes Antlitz von goldenen Locken umringelt lächelte ihm entgegen.

„Tedesco, wenn Ihr ein Italiener werden wollt, so ist Vittoria Tesi die Erste, welche zu Eurer Fahne schwört!" — —

Im Laufe des Abends näherte sich dem umdrängten und gefeierten Künstler noch einmal eine Maske, ein großer, schwarzer Domino, eine lange, feurigrothe Schleife an der linken Achsel tragend.

„Hütet Euch, Ihr nordischer Vogelfänger, Eure Netze nach den Nachtigallen des Südens auszuwerfen," raunte ihm eine heisere Stimme in's Ohr. „Wir Italiener haben Mittel, die jeden verlockend redenden Mund verstummen lassen können — und scheuen uns nicht, sie anzuwenden, wenn Unberufene unsere Wege kreuzen!" . . .

Drohung und Warnung zugleich war aber gar bald dem heiteren Sinn des Deutschen entschwunden, als Vittoria Tesi ihren Arm in den seinen legte und lebhaft plaudernd mit ihm in den glänzenden Sälen

auf und nieder wandelte, bis der hereinbrechende Morgen die fröhliche Schaar der Gäste zum Aufbruch mahnte.

Nicht in Worten nur bekannte sich Händel von jenem ersten Abend in Florenz an als Verehrer der italienischen Musik, er machte fortan die eifrigsten Studien, warf nach und nach die Flachheiten, welche er sich nach dem Styl der Hamburger Zopfkomponisten angeeignet, ab, und konnte nach kurzer Zeit schon daran denken, dem Drängen seiner hohen Gönner und Freunde nachzugeben und eine Oper im italienischen Styl zu komponiren.

„Rodrigo" heißt dieses erste Werk, welches unter der Sonne des Südens entstand. Die Haupt- und Titelrolle darin war in den Händen der Tesi und für die Entfaltung ihrer glanzvollen Mittel besonders geeignet. Der „Rodrigo" fand freundlichen Beifall und ermuthigte Händel zu weiterem Schaffen auf der einmal betretenen Bahn, ja, „il sassone" nahm bald einen Rang unter den italienischen Meistern ein.

Einige Monate später fanden ihn, als rechten Wandervogel, auf dem Opernmarkte Italiens in Venedig. Man rief ihn nach dort, um für das Theater San Giovanno Chrisostomo eine Oper zu schreiben. Schnell

war die „Agrippina“ geschaffen, man begann die Proben — aber nun sollte der junge, fleißige Künstler, dem bisher die Musen besonders huldvoll zu lächeln schienen, zum ersten Male Theater-Kabalen kennen lernen. Seine venezianischen Gegner bildeten eine große Partei, bald sah er seinen Anordnungen von den Sängern, dann von den Musikern Widerstand entgegengesetzt — Monatelang mußte die Aufführung hinausgeschoben werden. Endlich schien einmal jedes Hinderniß überwunden und der Tag der Generalprobe kam, man hatte begonnen. Der Komponist selber dirigirte, die Musik intonirte die erste Arie Agrippinens, da stürzte ein Sänger in das Orchester:

„Die Primadonna weigert sich zu singen, weil ihre Arie nicht geändert wurde, und ist bereits in der Gondel, um heimzukehren!“

Zornig schlug Händel mit dem Taktirstock auf die Noten vor ihm, den Musikanten Ruhe zu gebieten, da trat eine hohe Frauengestalt aus der Seitencoulisse — hell und rein setzte ihre mächtige Stimme ein und begann den Anfang von Agrippinens Arie.

„Vittoria!“ rief der Deutsche, ließ Noten und Taktirstock fallen, stieg über die Rampe und schloß die Sängerin in seine Arme. „Nun haben wir gewonnen!“

„Mich jammerte Euer Schicksal unter den Venezianern,“ lachte die Tesi, „und der Herzog mußte mich eben ziehen lassen. Seht Ihr, Ihr habt mir nicht umsonst die Rolle zur Beurtheilung gesandt — und ich mußte doch auch meiner Fahne treu bleiben! Aber nun laßt uns fortfahren!“ —

Die Aufführung der „Agrippina“ mit Vittoria Tesi in der Titelrolle wurde zu einem Triumph für Händel; das entzückte Publikum brachte dem Komponisten und der Sängerin die leidenschaftlichsten Huldigungen, die in Venedig anwesenden fremden Fürsten überhäuften ihn mit Auszeichnungen; besonders war es der Herzog Ernst August von Hannover, welcher ihm wohlwollte und ihm schon verschiedene Andeutungen gemacht hatte, wie lieb es ihm sein würde, wenn sich der Wandervogel in die Dienste der hannoverschen Kapelle fesseln lassen wolle. Händel jedoch schien zu nichts weniger Neigung zu zeigen, als Italia la bella und seine goldene Freiheit mit den kleinlichen Verhältnissen des Hoflebens zu vertauschen. —

Es war auf dem Markusplatz bei einer Fresca, die Lampen glühten unter den Bogen der Procurazien, der Mond lachte vom blauen Nachthimmel, die Wellen plätscherten leise an die Stufen, die zum Kanale hinab-

führen, und die Menge wandelte plaudernd und scherzend über den Mosaikboden des schönsten Saales der Welt. Erst nach dem Schluß der Theater legten die meisten Gondeln beim Markusplatz an, man kühlte und erholte sich dort nach der Hitze und der Aufregung einer Opernaufführung. So auch heute, wo im Theater Chrisostomo Händel's „Agrippina" wiederholt worden war. Dieselbe Gondel hatte den jungen Maëstro und die Primadonna hergeführt und nun gingen sie mit einander auf und nieder.

„Ohne Euch," sagte Händel, und beugte sich zu dem schönen Mädchen, „wäre ich wohl kaum jemals nach Italien gezogen, Ihr wart es, Vittoria, die mich verlockt hat — Euer Bild hat's mir angethan und Eure Stimme hörte ich, bevor ich Euch sah!"

Vittoria lachte silberhell.

„Dem Prinzen Medici gebt die Schuld — er hat so viel von Euch und der Unmöglichkeit geredet, Euch aus der kalten Stadt des Nordens fortzulocken, daß mir der tolle Gedanke durch den Kopf schoß, mit meinen Fingern geheimnißvoll zu winken — man weiß ja, daß die Männer oft der Neugier ebenso wenig widerstehen, als wir Frauen! Und hat jemand Ursache, froh zu sein, daß Ihr kamet, so ist's Vittoria Tesi —

der brummige Kapellmeister Redi hätte mich nimmer gelehrt, was ich von Euch spielend lerne. Wird seine eigensinnige Schülerin eine große Sängerin, so dankt sie es dem Händel; wenn er nur nicht zu früh ermüdet sie zu unterrichten — an Eifer zum Lernen soll's ihr gewiß nicht fehlen!"

Des jungen Künstlers Augen blitzten, während die Sängerin so sprach, fast schelmisch erwiederte er:

„Ihr habt gut reden — hier ist Georg Friedrich Händel nichts als einer der Vielen, ein kleiner Musikant mehr, droben im Norden ist das anders — wißt Ihr, daß der Herzog von Hannover mich entführen möchte? — Und wißt Ihr auch, daß es nicht allein die Musik ist, welche mich hier hält, sondern daß da ein eigen Ding in meiner Brust spricht und nicht von Euch fort mag — das Herz?"

Vittoria senkte die langen, seidenen Wimpern auf die in Purpur erglühenden Wangen — doch ehe sie Zeit zu einer Antwort fand, wurde sie Händel schon von anderer Seite. Eine hochgewachsene Gestalt im schwarzen Domino war dem Paare unbemerkt eine Weile lang gefolgt, jetzt drängte sie sich näher heran.

„Wollt Ihr zum zweiten Male gewarnt sein, Signore Händel?" fragte eine Stimme. „Hütet Euch

vor dieser Herzenssprache — allzu große Offenheit dürfte verderblich werden — Vittoria Tesi wird nimmer die Eure!“

Erstaunt wandte sich der Musiker. „Die Maske von Florenz,“ murmelte er und wollte dem Geheimnißvollen nacheilen, aber eben verschwand die schwarze Gestalt im Gedränge.

Vittoria Tesi klammerte sich bleich und zitternd an seinen Arm.

„Führt mich zu meiner Gondel, Maëstro,“ sagte sie mit erlöschender Stimme, „und verlaßt den Platz von der andern Seite — Euch droht Gefahr!“

Am andern Morgen empfing Händel die mit bebender Hand geschriebenen Zeilen:

„Lebt wohl, Maëstro — und seid glücklich! In Venedig seht Ihr mich nicht wieder! — Wenn Ihr dieses Blatt in den Händen haltet, ist Vittoria Tesi fern jener Stadt, in welcher ihr Herz zurückbleibt. Und zieht Ihr wieder nach Deutschland, so folgt es Euch auch dorthin, und mein Wunsch ist, daß Ihr Italien bald verlaßt, ein Eid bindet mir die Lippen — nur so viel: Mit dem Entsagen erkaufte ich Euer Leben! Vittoria.“

So viel Händel forschen und suchen mochte, Vit-

toria blieb verschwunden, auch in Florenz war sie nicht wieder erschienen, und Niemand wußte ihm das Räthsel ihrer Flucht von Venedig zu erklären. Der sonst so lebenslustige Künstler wurde ernst und schweigsam, und endlich Italiens müde. Er folgte dem Herzog Ernst August nach Hannover und ging dann, als triebe es ihn rastlos, sich weiter und weiter von jener Stätte zu entfernen, wo sein Herz ein ernstes und einziges Mal geredet, nach dem nebelfeuchten England.

Jahre schwanden, Ruhm und Glanz schmückte sein Leben, die Menge vergötterte ihn, die Frauen beteten ihn an, auf kein noch so schönes Antlitz fiel sein Blick. „Den herzlosen Händel“ nannten ihn Englands stolze Aristokratinnen und die Sängerinnen, welche von nah und ferne zu den von ihm dirigirten Opern zusammen strömten — der Lorbeer schien ihn unempfindlich gegen die Rosenblüthen der Liebe zu machen.

* * *

Zwölf Jahre waren vergangen, nachdem Händel als reisender Musikant und angehender Schüler der italienischen Musik den Boden Welschlands betreten hatte — ganz England nannte seinen Namen mit Bewunderung, und Deutschland und Italien waren das Echo, da trieb es den „ernsten Meister“ einmal wieder

auf Reisen. Der Taktstock, der so manchen Starrkopf eingeschüchtert, wurde bei Seite gelegt, es zog den Sachsen etwas wie plötzliches Heimweh nach der kleinen Stadt an der Saale, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Ein Aufenthalt bei den Seinen, die Ruhe der Vaterstadt thaten ihm wohl, dann aber mußte er doch wieder hinaus in's Musikgewühl, nach Dresden, wo große Opern zur Feier der Vermählung des Kurprinzen mit der Erzherzogin Maria Josepha aufgeführt werden sollten.

Was Deutschland und Italien an Musikgrößen besaß, hatte sich in Elbflorenz eingefunden, um das Fest verherrlichen zu helfen. Alte venezianer Bekannte, der Kapellmeister Lotti mit Frau, wurden Händel zuerst genannt und ihren Salon betrat er denn auch an einem Abend ganz unerwartet.

Es war schon spät und eine große Gesellschaft bereits lange versammelt, man hatte sich nach dem Begrüßen und Plaudern um den Flügel gruppirt. Lotti selber saß daran, im Begriff den Gesang einer reichgekleideten schlanken Dame zu begleiten. Niemand achtete des Spätkömmlings, der sich langsam der Mitte des Saales näherte, alle Aufmerksamkeit war der Sängerin zugewandt. Und jetzt begann sie. Glockenklar

und hell schwebten die Töne über den Hörern dahin und sanken wieder zu klangvollster Tiefe hinab.

„Dolce amor che mi consola“ —

O, wie wohl bekannt war dem Eintretenden diese Arie, er selber hatte sie ja geschaffen; fern der deutschen Heimath, in der Stadt am Arno, war sie ihm aus dem Herzen gequollen und ein rother, lächelnder Mund hatte sie ihm zuerst entgegen gesungen. Er beschattete seine Augen einen Moment lang mit der Hand — und die farbenreichen Bilder des Südens stiegen wieder vor seiner Seele auf.

Die Sängerin endete — schmeichelhaftes Lob klang ihr von allen Seiten entgegen, Cavaliere näherten sich ihr lächelnd und Musiker bewundernd, die dunkeläugige Schöne schien beide kaum der Beachtung werth zu halten.

„Bravo, Vittoria!“ sagte da plötzlich eine markige Männerstimme, laut über das Gemurmel der Unterhaltung hinweg, nichts mehr — und die Sängerin vernahm sie. Wie abwehrend streckte sie ihre Hände gegen die Umstehenden aus, erhob sich und schaute mit blitzenden Augen umher. Und noch eine Sekunde — und eh' die erstaunte Versammlung begriff, was da geschehen, eh' eine Frage den Weg über die Lippen fand, lag sie schluchzend in den Armen des hohen

Mannes mit der mächtigen Allongeperrücke und den blitzenden Orden auf der Brust, den Niemand zuvor beachtet — und „der Händel, der berühmte Händel," klang es in der Runde.

„Gefunden!" sagte jener und sah Vittoria Tesi mit leuchtenden Blicken an; gewiß, hätten ihn Englands Ladies so gesehen, der böse Beiname wäre für immer geschwunden; „gefunden, Vittoria — um Euch nie wieder zu lassen. Wo Ihr auch sein mochtet und was Euch zwang Euch zu verbergen — jetzt seid Ihr mein und ich lasse Euch nimmermehr!"

„Poveretto!" sagte sie nur, und deutete auf einen sich nähernden Cavalier, dessen Erscheinung den Italiener schon erkennen ließ, „fragt den!"

„Signore Händel — wir sind einander keine Fremde mehr," begann Jener, und nun wußte der Meister, wo er diese Stimme schon einmal gehört — „aber jetzt habt Ihr endlich ein Recht auf Aufklärung: Vittoria Tesi dort war mir von ihrer Mutter verlobt nach Recht und Brauch — das Kind einer armen Sängerin mit dem einzigen Sprößling des Florentiner Geschlechts der Conti, ein Glück, um das manche Patriziertochter Italiens sie neidete. Da kamet Ihr mit Euren Höllenkünsten in der Musik und was Francesco

Redi zu verderben begonnen, vollendetet Ihr. Vittoria gestand mir unter Thränen, daß sie nimmer die Meine werden könne, weil sie Euch liebe. Voll Zorn und Haß schwur ich Euch den Tod; lange, lange widerstand ich ihren flehenden Bitten, bis sie mir endlich bei ihrem Schutzpatron gelobte, niemals Euer Weib zu werden. Nur diesem Gelübde dankt Ihr das Leben! Vittoria hielt Wort, nichts hat Euch gefährdet — hütet Euch, mich ein drittes Mal zu reizen, Tedesco — hinter mir stehen andere Rächer! Greift nicht so zornig nach dem Degen an Eurer Seite, zum Zweikampf trete ich Euch bereitwillig gegenüber, möglich, daß Ihr mich besiegt, Vittoria aber bindet ihr Schwur dennoch!"

„So fand ich sie nur, um sie doppelt wieder zu verlieren?" rief Händel und ein wilder Schmerz schien ihm die kräftige Brust zu beengen.

„Laßt Vittoria der Vergessenheit — und Euren Namen der Nachwelt," sagte die weiche Stimme der Florentinerin; „jener böse Dämon unserer Liebe bleibt meiner Rache. Nicht die Eure, Federico — aber auch nie die Seine!

Wenige Tage später coursirte ein wunderliches Gerücht in Dresden, die „tolle Tesi" ist vermählt, raunte man sich zu — und was man anfangs für ein Mär-

chen hielt, stellte sich bald als Wahrheit dar. Nochmals vom Marchese Conti an ihr Verlöbniß erinnert, war sie mit zornfunkelnden Augen davon geeilt — um nach einer Stunde hohnlachend wieder vor ihn hin zu treten. Ein Bäckerbursche in mehlbestaubter Kleidung und mit den verlegensten Mienen begleitete sie.

„Herr Marchese, ich habe geschworen, nie das Weib Händel's zu werden — ich halte den Schwur. Bei einer andern Wahl habt Ihr jedoch nichts drein zu reden — — so stelle ich Euch hier denn meinen Gatten, dem ich vor einer halben Stunde an dem Altare Treue gelobt, vor! Fünfzig Dukaten haben ihn meinem Wunsch geneigt gemacht — er hat mich in die Kirche geleitet, welche wir als rechtmäßig Vermählte wieder verlassen. Meinen neuen Namen kann ich Euch leider nicht in aller Form nennen, die deutsche Aussprache macht mir noch immer Schwierigkeiten und mein Gatte wird mit der Feder nicht so genau Bescheid wissen, als mit dem Brotkneten. Das Kirchenbuch der katholischen Gemeinde kann Euch indessen belehren, wenn Ihr meinen Worten nicht so ganz trauen solltet! Ihr wißt, was die Priester verbunden, läßt sich nicht wieder zerreißen — so leid es mir thut, sehe ich keine Möglichkeit, jemals den Titel einer Marchesa di Conti führen zu

können, besonders da mein Erwählter eine gute Gesundheit zu besitzen scheint und der böse Wittwenstand mir also keine Furcht zu machen braucht!“

Und während der Marchese wüthend mit den Zähnen knirschte, warf sie dem Bäcker noch eine gefüllte Börse zu.

„So, nun geht, mein Gemahl! — begegnen werden wir uns wohl schwerlich nochmals im Leben — also auf Nichtwiedersehn! Euch wie mir wird das erwünscht sein, der Kontrakt ist erfüllt — so leicht werdet Ihr sicher niemals Eure Börse wieder mit Gold füllen!“

Der Gatte von einer Stunde verschwand hochaufathmend, und dem zornbebenden Marchese zeigte Vittoria's schlanke Hand ebenso schnell die Thüre. Als sie sich allein sah, verließ sie aber auch ihr Muth, nach einem schmerzlichen Aufschrei brach sie unter dem Bilde Händel's, das sie von Italien mitgebracht und welches sie nie verlassen durfte, zusammen.

* * *

Vittoria's und Händel's Wege trennten sich wieder wie zuvor; die Eine pflückte im Süden den Lorbeer des Künstlerthums, der Andere wand ihn sich im Norden um das ernste Haupt; die Rosen mieden Beide, weil sie sich an den Dornen geritzt. Vittoria Tesi,

die „welsche Nachtigall,“ welche den „Italiener des Nordens“ einst in den Süden gelockt — starb in hohem Alter zu Wien, Niemand ahnte wohl, daß für sie das Herz „des herzlosen Verächters der Frauen“ hoch und feurig geschlagen — und daß der von schönen Lippen so oft Geschmähte dennoch Treue bis an's Grab gekannt und gehalten hatte.

Ein Wunder der Kunst.

„Auf Erden war ein Weib ich
Und kannte nicht — die Liebe.“ —
Béro.

Der Frühling war da. Die Sonne strahlte wieder fröhlich und warm über die Fluren, welche Bologna umgeben und wagte sich sogar in die heiligen Mauern der ehrwürdigen „Bononia,“ der Stadt der strengen Gelehrsamkeit, welche aus dem einstigen Felsina der Etrusker geworden war. Sonnenstrahlen liefen unter den Säulengängen dahin, spiegelten sich in den Fensterscheiben der dreistöckigen, hohen Häuser und tanzten auf der Piazza maggiore, vergoldeten die Spitzen und Kuppeln der Kirchen und verwandelten die Wassertropfen der Springbrunnen in Hunderte von blitzenden Diamanten.

Besonders freundlich und gut schien es jedoch die Sonne mit einem Greise zu meinen, welcher vor der Thüre eines kleinen Hauses saß, das der Kirche San Domenico gegenüber lag; er hatte die Hände in dem Schoß gefaltet und blinzelte mit zufriedener Miene vor sich nieder. Aus der Kirche erschallte frommer Gesang

und dann und wann öffnete sich die Pforte derselben, um Beter aus und ein zu lassen.

So oft das dumpfe Zufallen der Thüre zu dem weißbärtigen Manne herüber klang, richtete er das Auge auf dieselbe — und endlich huschte ein zufriedenes Lächeln über seine selbst im Alter noch schönen, imponirenden Züge. Mehrere Patrizier — als solche kennzeichnete sie ihre reiche Tracht — waren herausgetreten und hatten sich dann getrennt, um eine Frauengestalt durchzulassen, welche, ihren ehrfurchtsvollen Gruß mit einer bescheidenen Verbeugung erwiedernd, schnell über den freien Platz dahin gerade auf den Alten zuschritt. Ihre Kleidung war ein Gemisch der vorgeschriebenen bürgerlichen und der von künstlerisch freier, eigener Wahl. Ueber das braune, einfach verzierte, hoch bis zum Hals hinaufgehende Gewand fiel ein faltiger schwarzer Schleier, durch dessen Gewebe die kleinen, krausen Locken über der Stirn und die schweren Flechten des Hinterhaupts in blonder Fülle schimmerten. Als einziger Schmuck lag ein zierliches Filigrankreuz auf der Brust, die Hände hatten sich um ein Gebetbuch geschlossen.

Mit zärtlichem Blick beugte sich das schlanke Mädchen zu dem greisen Manne und liebkosend legte er die Rechte auf ihren blonden Kopf.

„So ist's gut gethan, Elisabetta!“ sagte er mit sonorer Stimme, „nach einem frommen Morgengebet ist alle Arbeit leichter! Und der arme, schöne König Enzio, für den sie heut drüben zum heiligen Domenico flehen, bedarf der Fürbitte. Nach seinem leidvollen Erdenleben hat er viel Seligkeit droben verdient.“

„Vater,“ antwortete das schöne Mädchen, und etwas wie Schelmerei blitzte aus ihren großen braunen Augen, „König Enzio, den sie vor vielen hundert Jahren mit aller Pracht dort bestattet haben, ist derjenige, an welchen ich am wenigsten gedacht habe; und ich glaube, ich beging damit keine Sünde. Scheint es mir doch, als habe der hohe Rath nur deshalb diese Seelenmesse angeordnet, um sich und alle Bürger Bologna's daran zu erinnern, daß ihre Ahnen einst einen Königssohn in ihrer Gewalt hatten“ . . . Sie stockte und schmunzelnd fiel ihr der Vater in die Rede:

„Ei, ei, figlia mia, Du zeihst da unsern Senat und den Podesta eines Stolzes, der immerhin gerechtfertigt ist. Was aber war's denn, das sich in Dein Herz und Deine Gedanken stahl?“

„Sein Bild, Vater!“ sagte Elisabetta feierlich, „nicht auf König Enzio's prächtiges Denkmal, die gekrönte Säule, sah ich, sondern auf das Bescheidenere

unsers großen Meisters! Und da war mir's, als höben sich die schweren Steinplatten, welche seinen Leib bedecken, und als stiege er hervor und sein Kopf neige sich zu mir, wie er's einmal gethan, das einzige Mal, das ich ihn erblickt, in seiner Sterbestunde lächelnd und verklärt. Und diese Erscheinung, Vater, ist mir bedeutungsvoll geworden, diese Züge, diese Mienen will ich meinem heiligen Anton verleihen — mein Pinsel wird sie wiedergeben, ich weiß es!" Damit entfernte sie sich.

„Unser großer Meister, der unsterbliche Guido Reni!" wiederholte der Alte, wie in Erinnerung versunken, nachdem seine schöne Tochter in der Hausthüre verschwunden war, „ja, ja, sein Segen ruht auf Dir, seine Kunst ist Dein Erbtheil geworden, Elisabetta!"

Hastige Männertritte klangen während dieses Selbstgespräches näher heran und dann legte sich eine wohlgepflegte, glänzend beringte Hand auf Meister Sirani's Arm:

„Ihr nennt da einen schönen Namen, Giovanni Sirani!"

Der Angeredete blickte empor und machte eine Bewegung, als wolle er sich erheben, sank aber machtlos wieder auf seinen Sitz zurück. „Ihr müßt schon vergeben, Si'or Malvezzi," versetzte er, „die bösen Gichtschmerzen leiden's nicht!"

„Weiß schon, weiß schon!" wehrte der Herantretende, der ein Fünfziger sein mochte, wie seine reich mit grau gemischten Haare verriethen, vertraulich, und stützte seinen Arm auf die Lehne des Sessels, „sagt mir lieber, daß ich Euch willkommen bin."

„Ein Cavalier, ein Malvezzi, Herr, bedarf es da einer Versicherung? Zudem seid Ihr ein Beschützer der Kunst, der Künstler . . ."

„Und der Künstlerinnen!" fiel der stattliche Patrizier in dem kostbaren, gestickten, violetten Sammtgewande, das mit unzähligen glänzenden Atlas-Puffen von derselben Farbe verziert war, ein; „Ihr wißt, wie ich Signora Elisabetta huldige!"

„Und wahrlich keiner Unwürdigen!" rief Meister Sirani; „Guido Reni's Segen ruht auf ihr! Noch sehe ich, Herr, den Ewigunerreichbaren, wie er dalag, bleich und schon dem Tode nahe. Ein Schmerzensschrei ging durch ganz Bologna, als die Trauerkunde erscholl, daß seine Stunden gezählt seien. Die Frauen, die er so bezaubernd auf der Leinwand darzustellen wußte, und im Leben so wenig geliebt, ja geflohen hatte, weinten sich die schönen Augen trübe und zerrauften sich die reichen Locken; ‚Guido Reni, der Einzige, der Unsterbliche, ein Raub des Todes!' hallte es aus jedem

Munde. — Ich, Si'or Malvezzi, ich weinte nicht. Ich winkte den Trauernden und Klagenden, die Nähe seines Hauses zu meiden, nicht unter Seufzern sollte er dahinscheiden — unter frohen Liedern hatte er einst zu sterben gewünscht. Wir sangen sie ihm — und über den Männerstimmen schwebte es dahin wie der helle Ton einer Lerche — die Stimme meiner kleinen Elisabetta. Lächelnd richtete sich der Sterbende empor und legte die Hand auf des Kindes Haupt.

„Du bist kein Weib — von keinem sterblichen Wesen geboren, — Du bist ein Engel," flüsterte er mit erlöschender Stimme und dann sank er zurück.

„Ueber zweihundert Schüler haben sich um ihn geschaart, mich hat er den Erben seiner Kunst genannt, Niemand ist es geworden — auf dem Kinderhaupte hat seine Hand geruht, ihm wurde sein Vermächtniß. Jahre gingen hin, ich durfte des Meisters halbvollendetes Werk, seinen heiligen Bruno, beenden — und lehrte meine heranwachsende Tochter die göttliche Kunst. Ich, Herr, bin ein Stümper geblieben, sie ist seine wahre wirkliche Schülerin!"

Signore Malvezzi, der reiche Rathsherr, spielte während der feurigen Rede des alten Meisters etwas ungeduldig mit seinem Barte, es mochte wohl nicht das

erste Mal sein, daß jener ihm von Reni's Tode und dem Erbtheil seiner Tochter erzählte.

„Ganz Bologna erkennt die Kunstfertigkeit Elisabetta's an," erwiederte er, „weit über dessen Grenzen hinaus wird ihr Name genannt. Jedoch nicht minder spricht man von ihrer Tugend, ihrer Schönheit," setzte er warm hinzu. „Wie aber kommt's, daß sich so viel Liebreiz und Anmuth in der Stille des Hauses verbirgt, hat nie ein Mann, hat nie die Liebe ihr Herz zu rühren gewußt?"

Ein Schatten flog über Giovanni Sirani's Gesicht, fast bekümmert schüttelte er sein weiß umrahmtes Haupt.

„Schon manch braver Künstler hat um sie geworben, Si'or — neidlos sah sie die Schwestern zum Altare gehen und blühende Kinder um sie heranwachsen — sie liebt nur ihre Kunst und ihren alten Vater. Seit ich meinen Pinsel aus den kranken Händen gleiten lassen mußte, arbeitet sie mit doppeltem Fleiß. Nur eins ist, was mich bekümmert — der Gedanke, sie allein und ohne Obhut lassen zu müssen, wenn ich, was nicht mehr lange währen kann, mich zum letzten Schlaf niederlege. So jung, so schön, so unbeschützt und allem Neide preisgegeben, denn Herr, schon jetzt

regen sich viele Neider ihres Ruhms unter den Malern!“

Malvezzi's Mienen wurden feierlich ernst, und feierlich klang es von seinen Lippen:

„Sie wird nicht allein, nicht unbeschützt sein, Giovanni Sirani, sagt ein Wort, bringt mir ein winziges „Ja“ aus dem Munde Eurer Tochter und ich lege ihr den ganzen Reichthum meines Hauses zu Füßen und mache sie zur Herrin desselben: Ich, Beppo Malvezzi, werbe um Elisabetta Sirani!“

Der alte Maler hob die gichtkranke Hand und legte sie über die geblendeten Augen, um den Redenden fester anzusehen.

„Ihr,“ stammelte er endlich unsicher, „Ihr, ein Patrizier, die Tochter eines schlichten Malers?“

„Ich scherze nicht, bei allen Heiligen. Führt mich zu Elisabetta, daß auch sie meine Werbung vernehme. Den Brautschmuck trage ich schon bei mir, seht her und urtheilt, ob er einer zukünftigen Signora Malvezzi würdig.“

Und damit schlug er den Deckel einer kunstvoll mit Mosaik ausgelegten Cassette zurück und zeigte dem Erstaunten prächtige Cameen und herrlich gefaßte Kopf- und Armspangen von Smaragden und Topasen. Dann

lieh er dem Meister seinen Arm und führte ihn in's Haus.

In dem nach Norden gelegenen Atelier, seitwärts von dessen einzigem großem Fenster stand die junge Künstlerin vor der Staffelei. Ein faltenreiches graues Gewand, das sie mit dem Festkleide, in welchem sie der Messe beigewohnt, vertauscht hatte, fiel an ihr hernieder, die weiten Aermel desselben waren zurückgeschlagen, die weißen, schön geformten Arme freilassend. Die Rechte hielt den Pinsel. Sie malte an dem berühmten, umfangreichen Bilde, dem größten, das je unter einer Frauenhand hervorgegangen ist, „der Taufe Christi."

Erstaunt über den ungeahnten Besuch, wie über das heitere Lächeln auf dem Antlitz ihres Vaters, blickte sie auf, und kaum hatte Sirani seine Tochter erreicht, so zog er sie voll Rührung in seine Arme.

„Elisabetta, mein Kind", rief er mit leidenschaftlicher Freude, „Du Sonnenlicht, das auf meine alten Tage fällt! Die erste Malerin Italiens, die gefeiertste und angesehenste Frau Bologna's. Es ist fast zuviel des Glückes!"

Elisabetta hob das schöne Haupt und die großen Augen blickten fragend auf Signore Malvezzi, als

müsse der ihr eine Aufklärung geben, aber Sirani wehrte ihm:

„Ich selber will Dir Dein Glück verkünden, figlia mia! Dein's und mein's. Signore Malvezzi, dieser edle und vornehme Signore Malvezzi, den ganz Bologna achtet und schätzt, wirbt um Deine Hand, und ich gebe sie ihm mit tausend Freuden!"

Bleich wie ein Marmorbild wurde das schöne Mädchen, aber weder Sirani noch Malvezzi gewahrten das, dem Letzteren fehlten die Worte der ernsten Erscheinung Elisabetta's gegenüber, er schlug den Deckel der Cassette zurück und überließ es den prächtigen Steinen, ihre Zauberkraft auf das Frauenherz zu üben, während der Vater mit ausgestrecktem Finger darauf deutete und das verführerische Wort: „Brautschmuck" dazu flüsterte.

Nicht allzu lange sollte aber das siegesgewisse Lächeln auf Signore Malvezzi's Gesicht haften, nur wenige Worte hatte das junge Mädchen erwiedert, als es zu schwinden begann und mit ihm zugleich Giovanni Sirani's Heiterkeit. Nur einen Augenblick hatte die junge Künstlerin über dem Ungeahnten ihre Fassung verloren, dann lächelte sie halb mädchenhaft befangen, halb überlegen:

„War't Ihr's nicht selber, Vater, welcher mir stets die Kunst als dasjenige genannt, was einzig nur den Menschen frei mache? Und weil ich's als eine Wahrheit erkannt, habe ich mir gelobt, ihr treu zu bleiben. Mein großer Meister hat außer ihr auch nichts auf Erden geliebt, in seinem edlen Herzen blieb kein Raum für die Liebe zu einem Weibe. Das meine wird nie eine andere Neigung als die zur Kunst kennen und empfinden lernen. Euch, Signore Malvezzi, wird unter den Frauen Bologna's manch' schöner Mund lächeln und dem edlen, reichen Hause, dessen Herr Ihr seid, wird bald auch eine Herrin gefunden sein, eine arme Malerin würde nie zu dem Glanze desselben passen!“

Keiner von den beiden Männern fand der sicheren Ruhe Elisabetta's gegenüber eine Erwiederung, es war eine minutenlange lautlose Stille in dem Malerzimmer, dann wurde hastig die Thür aufgerissen und ein schwarzlockiger junger Mann stürmte herein, einen Strauß Frühlingsblumen in den Händen.

„Signorina Elisabetta,“ rief er, der Anderen Gegenwart nicht achtend, „seht her, der Frühling grüßt Euch, er will Euch nicht in engen Mauern, die Sonne will in Eure Augen schauen, der Zephir mit Euren

Locken spielen, laßt einmal das Arbeiten und Studiren, wo Alles sich der schönen Natur freut! Hier lernt Ihr nie die Bedeutung des kleinen Wörtchens: ‚Liebe.‘ Dort draußen zieht sie Euch selber in's Herz hinein, dort draußen werdet Ihr verstehen, was Euch täglich meine Blicke umsonst sagen!“

Elisabetta's weiße Finger griffen nach dem Strauß, sie athmete einen Augenblick den süßen Duft ein und legte ihn dann auf die tiefe Brüstung des Fensters.

„Mein heiliger Antonius will es nicht,“ lächelte sie ernst und deutete auf den Entwurf eines Bildes, welches seitwärts auf einer anderen Staffelei stand, „und dort drüben der Amor harrt auch seiner Vollendung — laßt mich also, Marco, aber freut Ihr Euch mit den Fröhlichen!“

„Wie könnt Ihr einen Amor malen, da Ihr nichts von seinen Künsten wißt!“ versetzte der schöne junge Mann unmuthig und wandte sich zum Gehen.

Auf der Schwelle holte ihn Signore Malvezzi ein und schob seinen Arm in den seinen.

„Auch Ihr liebt jene Herzlose?“ fragte er, und seine Augen blitzten gehässig — „wie könnt Ihr solch' ein Thor sein! Doch kommt mit mir, ich weiß oder ersinne vielleicht ein Mittel, Euch von Eurer Krankheit

genesen zu machen. Seht dort," fügte er dann hinzu, als sie über den Hofraum schritten, auf das offene Fenster des Malerzimmers deutend, vor welchem Marco's frischer Strauß auf dem Boden lag, während sich Elisabetta's schlanke Gestalt bereits wieder über die Staffelei beugte, „Euer Strauß wurde achtlos fortgeworfen, obgleich Ihr Euch gewiß oft genug darum gebückt haben mögt! Mir scheint, man gibt auf Blumen so wenig als auf kostbare Smaragden; trösten wir uns zusammen, oder, was noch besser ist, denken wir an eine gemeinsame Rache. Ein Malvezzi läßt sich nicht wie ein Schulbube fortschicken. Signorina Elisabetta, Sie büßen vielleicht die Ehre, daß es einst in Ihrer kleinen Hand lag, Signora Malvezzi zu werden, sehr theuer!"

Als er sich aber nach seinem Gefährten umschaute, den er für einen eifrigen Zuhörer seiner Verwünschungen gehalten, war derselbe längst verschwunden.

Marco Sessi hatte sich an der Hofmauer entlang geschlichen und seinen verschmähten Strauß wieder geholt.

„Ihre Hand umfaßte ihn ja", flüsterte er, barg ihn dann auf seiner Brust, schaute eine Sekunde lang nach dem sich abhebenden Schatten der Geliebten und schlüpfte dann wieder ungesehen davon.

*
* *

In dem Festsaale des Palazzo Tassoni war ein ungewohntes Leben, lustiges Lachen schallte von den reich mit Stuck verzierten Wänden nieder, Becher klirrten, heitere Reden und Lieder erklangen, und die vielen dicken Wachskerzen, welche auf den hohen Leuchtern brannten, bestrahlten überall fröhliche Gesichter. Signor Simone Tassoni gab ein Gastmahl und seine Geladenen waren die heiteren Jünger des heiligen Lucas und Dichter und Musiker, kein Wunder also, wenn's heute vergnügter herging, als bei den steifen Banketten der vornehmen Patrizier. Die Wenigen, welche sich von dieser stolzen Kaste darunter befanden, waren als Kunstmäcene von den Malern wohl gelitten und verschmähten auch ihrerseits eine heitere Unterhaltung nicht.

Seltsamerweise erblickte man an der Mitte der von Gold und Silber strahlenden Tafel eine einzige Frauengestalt, Elisabetta Sirani. Wie eine weiße Taube erschien sie in ihrem lichten Gewande zwischen all' den dunkeln Männerköpfen ringsum, fast schüchtern und ängstlich blickte sie unter dem weißen Rosenkranz hervor, welchen ihre beiden Nachbarn, der Dichter Bianchini und der Musiker Mauritio Cazzati ihr auf das blonde Haupt gedrückt hatten und doch war sie

die Königin des Festes, welches Simone Tassoni ihr zu Ehren gab.

Unter allgemeinen Beifallsbezeigungen hatte man am Morgen ihr neuestes Werk, „den heiligen Antonius von Padua" in der Familienkapelle der Tassoni in San Leonardo aufgehängt, für welche es Signor Simone bei der Künstlerin bestellt hatte — ganz Bologna wiederhallte seit dem Bekanntwerden dieser neuen Schöpfung von ihrem Ruhme.

Ein Hoch nach dem andern wurde Elisabetta von ihren Kunstgenossen gebracht, der Dichter Picinardi recitirte ein Sonett, welches er zu ihrem Preise verfaßt, und der Kunstkritiker Malvasia legte ihr an diesem Abende zuerst jene Bezeichnung bei, welche ihr und ihrem Andenken geblieben ist: „Wunder der Kunst."

Wie eine Purpurrose erglühte die schöne Elisabetta bei all' diesen Ehrenbezeigungen, nur einmal erhob sie sich freudestrahlend mit dem goldenen Becher in der Hand und nahte ihrem Vater, welcher an des Gastgebers Seite an der Spitze der Tafel saß.

„Es lebe die Freiheit der Kunst," sagte sie bedeutungsvoll, „ist sie nicht schön, mein Vater?" und der Alte nickte mit feuchtschimmernden Augen.

Nur zwei Gesichter in der Runde blieben unberührt von all der Fröhlichkeit ringsum; das Signore Beppo Malvezzi's trug einen düstern, feindseligen Ausdruck, und seine schwarzen Augen blitzten unheimlich leuchtend auf, so oft er zu Elisabetta hinüber sah, und Marco Sessi saß in tiefe Schwermuth versunken. So schön wie heute, mit dem sanften Roth auf den Wangen, das die innere Freude gemalt, war ihm die Geliebte noch nie erschienen, und so schmerzlich zerrissen hatte er sein eigen Herz noch nie gefühlt, wenn er an die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe dachte. Bei jedem gehässigen Wort, welches ihm Signore Malvezzi zuraunte, grub er die Zähne tiefer in seine Lippen, als wolle er durch körperlichen Schmerz den der Seele betäuben.

„Wir Alle," schloß eben der Maler Matteo Borboni einen Trinkspruch, „nennen uns mit Stolz Schüler und Nachfolger des unsterblichen Reni, der Eine hat diese, der Andere jene Eigenschaft des Meisters sich angeeignet, in seiner ganzen Größe hat ihn Elisabetta allein aufgefaßt, nur sie gebietet über eine gleiche Kraft und Entschiedenheit im Ausdruck — sie ist unsere Meisterin!"

Die Becher hoben sich, nur der Signore Malvezzi's blieb unberührt.

„Halt," rief er, „hört ein Wort! Gewiß ist es nicht Neid, ich bin kein Maler, wenn ich nicht ganz in Borboni's Ausspruch einstimme. In neuen Schöpfungen sucht Ihr bei der Künstlerin Reni's Manier — das ist leicht. Habt Ihr schon einen Wettkampf mit dem Meister selber versucht? Ich meine, habt Ihr jemals ein Bild desselben mit ihr zusammen kopirt und gesehen, ob sie auch dort ihn so genau wiedergibt — ob der Pinsel Eines von Euch vielleicht nicht glücklicher ist?"

Zuerst entstand ein leises Gemurmel, dann wurden einige Stimmen vernehmbar.

„Er hat Recht — das wäre eine Probe!" und über die Mienen Derer, welche Elisabetta's Künstlerschaft beneideten, flogen hämische Schatten.

„Machen wir die Probe," klang es wieder, „lassen wir uns Alle in einen Wettkampf ein!"

Da erhob sich Giovanni Sirani mit fast jugendlicher Lebendigkeit:

„Macht die Probe, macht sie Alle!" rief er mit kräftiger Stimme, „damit Ihr Euch Alle beugen könnt vor der Meisterschaft Elisabetta's, welche Ihr nur darum anfechtet, weil sie ein Weib ist. Folgt nur dem Vorschlag Si'or Malvezzi's, den Zorn und Haß erfüllt,

weil mein Kind die Freiheit der Kunst der Ehre, Signora Malvezzi zu werden, vorzog. Macht die Probe, und ich schwöre Euch hier, daß ich Dem, welcher Elisabetta übertrifft, ihre Hand gebe, kraft meiner väterlichen Macht und Gewalt — Ihr wißt, wie sie die Freiheit liebt, aber ihr eigener Werth wird sie ein „Ja' zu meinem Gelübde sprechen lassen!"

Einen Augenblick war alles Blut aus Elisabetta's lieblichem Antlitz gewichen, die großen Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, dann hob sie dieselben zum Himmel und ihre kleine Hand faßte wie unbewußt nach dem Kreuz auf ihrer Brust. Mit dieser Berührung kam es wie ein wunderbarer Trost über sie, das war die Gabe ihres sterbenden Meisters, ihr Talisman, sie wußte, daß sein Geist sie umschwebte. Stolz wie eine Königin erhob sie sich, unbekümmert, daß Aller Blicke auf sie gerichtet waren.

„Es sei!" sagte sie mit fester Stimme, „ich willige in meines Vaters Gelübde — das Bild der Beatrice Cenci, welches man für eine der besten Schöpfungen des Meisters und für sehr schwierig zur Wiedergabe hält, mag Eurer und meiner Kunst zur Prüfung dienen. Dem, welchem einstimmig der Sieg über mich zugesprochen wird, reiche ich meine Hand!"

Malvezzi's Augen leuchteten wieder höhnisch:

„Bravo, Signora — das ist gut gesprochen. Aber nun laßt uns hören, wer von den Kunstgenossen den Kampf um den schönen Preis wagt?"

Keine Erwiederung, all' die lauten lärmenden Stimmen schwiegen, nur Einer sagte: „Ich will's!" — und das war Marco Sessi.

„Ich will's und wag's!" erklärte er nochmals, warf seinen Handschuh auf die Tafel und verließ den Saal.

„Meine Rache," flüsterte Malvezzi einem Freunde zu, „so oder so, es soll sich kein Weib rühmen, mich abgewiesen zu haben. Wohl weiß ich, daß ganz Bologna von meiner Schmach redet, daß Bianchini einen Spottvers verfertigt und die sanfte Elisabetta eine Karikatur auf meine Cassette mit dem zurückgewiesenen Brautschmuck entworfen — aber ich werde auch meine Rache haben!"

„Luigi Picinardi," sagte Elisabetta zu dem Freunde, auf dessen Arm die Wankende, welche die mühsam zusammengehaltenen Kräfte jetzt zu verlassen drohten, sich während des Heimwegs stützte, „Ihr spracht von den weißen Rosen, welche ich trug — und daß sie nicht ein Schmuck für Lebende seien — wer weiß, was sie

mir bedeuten! Wenn ich meine Freiheit dahin geben muß . . . wer weiß, Freund Luigi, wie bald Ihr mir eine Grabschrift verfassen werdet!“

*
* *

Weit über ein Jahr war dahin gegangen seit dem Gastmahl des Simone Tassoni, auf welchem die wunderliche Wette gemacht worden, ehe endlich der Tag kam, an dem entschieden werden sollte, wem der Sieg zufalle.

Elisabetta's Arbeit war schon lange vollendet, Marco Sessi's Werk indessen nur langsam vorgerückt. Anfangs hatte man gemeinschaftlich im Atelier Sirani's gearbeitet, in welchem das Original aufgestellt wurde, während Signor Giovanni behaglich dasaß und in alten Urkunden las und blätterte. Unbefangen, fast mit heiterer Sicherheit zeichnete und malte die junge Künstlerin, es schien, als habe sie ganz vergessen, was von der Geschicklichkeit ihres Pinsels abhänge, was von dem richtigen Blick ihrer großen, ruhigen Augen. Nicht so Marco; kaum hatte er sich vor seiner Staffelei mit dem festen Vorsatz, heute anhaltend zu arbeiten, niedergelassen und wenige Striche gemacht, so schweifte sein unruhiger Blick bereits von Reni's Werk zu der graziösen Gestalt der Malerin, nicht Beatricens liebliches

Bild entstand auf der Leinwand, immer wieder wurden es die Umrisse von Elisabetta's Junokopfe, immer wieder mischte er die Farbe, wie sie zum Malen ihrer Augen nöthig war, und dann saß er Stunden lang vor sich hinbrütend da, bis er endlich aufsprang, um ruhelos in's Freie zu wandern.

Meister Giovanni sagte ihm einst mitleidig selber:

„Marco, der Aufenthalt hier entfremdet Euch Eurer Kunst mehr, als er Euch nützt — laßt Elisabetta ihre Arbeit vollenden und malt dann in der Einsamkeit, dort wird's Euch besser gelingen!"

Marco nickte und verschwand. Aber statt einstweilen ernstliche Studien nach Guido Reni zu machen, saß er theilnahmlos vor des Meisters Bildern oder lauschte den gehässigen Reden Malvezzi's, der ihn bald quälte, bald ihm mit grausamer Freude die Wonne des Besitzes Elisabetta's ausmalte. — Dann aber, als Jene ihre Kopie vollendet, schloß er sich mit dem Original ein, und keines Menschen Auge durfte versuchen, in seine Einsamkeit zu dringen.

Fest verpackt und verwahrt war Elisabetta's Bild dem Podestà übersandt, nur vor den Kunstrichtern sollte es zuerst gezeigt werden. Und endlich meldete auch

Marco Sessi die Beendigung des seinen und man setzte den Tag der Enthüllung fest.

Ein heller freundlicher Morgen war's, trotz des Januartags, welcher den Namen des heiligen Anton trug; Alles was Sinn und Verständniß für die Kunst hatte, strömte dem großen Palazzo publico zu, wo sich die Richter versammelten. Elisabetta trat den Weg am Arm ihres Vaters, welchen sie sorgsam führte, an. Der Alte schien ernst und nachdenklich, über Elisabetta's Wesen lag eine heitere Ruhe ausgegossen.

„Es ist ein Glückstag für mich, der des heiligen Anton," sagte sie einmal wie tröstend mit ihrer weichen Stimme zu dem Vater — „als ich vor dem Bilde des Heiligen in San Leonardo kniete, das meine eigne Hand gemalt, war mir's, als lächle er auf mich herab, als wolle er mir sagen, daß er mein Fürsprecher sein werde!"

Giovanni seufzte: „Das Bild droben auf dem Palazzo publico aber ist nicht das einer Heiligen, mein Kind, Beatrice Cenci, die Vatermörderin ist's!"

„Wohl weiß ich's, und doch, wer kann mit Sicherheit behaupten, ob sie schuldig, wer weiß, was ihre Schuld mildert?" versetzte das schöne Mädchen. „Die Seele einer Mörderin spricht nicht aus den sanften

blauen Augen, den lieblich reinen Zügen!" — fast leise zitternd klang es dann von ihren Lippen: „Man sagt, Vater, Guido Reni habe Beatrice nur einmal, im Kerker, erblickt — und unauslöschlich habe sich das süße Bild in seine Seele eingeprägt, so daß er sie aus dem Gedächtniß malen konnte — und Vater, man sagt, er habe sie geliebt, und todestraurig darüber, daß eine Mörderin sein Herz gewonnen, auf alle Frauen einen Haß geworfen . . ."

„Man sagt so," erwiederte Giovanni kurz.

„Unser Meister konnte wohl eine Verurtheilte, aber keine Schuldige lieben!" rief Elisabetta erregt, „und sie, die man auf Erden des größten Verbrechens zieh, ist vielleicht dem Throne Gottes am nächsten, wo Guido Reni, der Verherrlicher des Göttlichen auf Erden, knieet — und dann, Vater, habe ich kein frevelhaftes Spiel getrieben!"

Marco Sessi schritt an Malvezzi's Seite dem Orte der Entscheidung zu.

„Mit Euch triumphire auch ich!" sagte ihm der.

„Und wenn ich unterliege?" fragte der junge Mann finster.

„So helfe ich Eurer Rache, seid unbesorgt!"

Um Marco's schönen Mund spielte ein ver=

ächtliches Lächeln. „Ich überlebe meine Schmach nicht!“

„Thor, der Ihr wäret, damit Eure schöne Elisabetta schließlich einen Anderen beglückte, denn von Eisen und Stahl ist ihr Herz doch auch nicht, das glaubt mir, und über Euch spotte! Laßt sie besser mit ihrem Siege zugleich stürzen!“

„Wie entsetzt wich Marco einen Schritt zurück, dann starrte er in Malvezzi's entschlossenes Gesicht:

„Vielleicht seid Ihr der Satan selber, und vielleicht ist's möglich, daß ich Euch verfalle!“ rief er dumpf und ein unheimliches Feuer glühte in seinen Blicken.

Kaum hatten die Beiden den großen Saal betreten, als ein dreimaliges Zeichen ertönte und die Hüllen von den beiden Staffeleien fielen — langsam und feierlich schritten die Kunstrichter auf dieselben zu, minutenlanges Schweigen — dann erklang im Chore ein brausendes „Evviva Elisabetta!“ — das Todesurtheil von Marco Sessi's Werk.

Nur durch die Frische der Farben zu unterscheiden, lehnte Elisabetta's Kopie als eine Zwillingsschwester neben dem holden Frauenkopfe, den Reni gemalt. Wie dort schauten die blauen Kinderaugen unbefangen in die

Welt, lag ein sorgloses Lächeln um den lieblichen Mund, glänzte die goldene Lockenfülle, Sessi's Frauengestalt trug zwar, wie jene, das weiße Unterkleid, das rothe Gewand, das blau und weiß gestreifte Kopftuch, aber unter demselben schaute das Antlitz — Elisabetta Sirani's hervor, die Züge, und nur diese, lebten in Marco's Seele und wie unbewußt hatte seine Hand nur sie wiedergeben können.

Ein Ah! des Erstaunens ertönte in der Runde und der Künstlerin Namen schwebte auf Aller Lippen, aber ehe er ausgesprochen werden konnte, stürzte Marco herbei, einen blitzenden Dolch in der Hand, und ehe ein Arm ihn zu hindern vermochte, hatte er sein Werk zerstört; dann verließ er den Saal.

Draußen trat ihm Malvezzi entgegen.

„Unsere Rache?" fragte er lächelnd.

„Ich bin der Eure!" war die Antwort. — —

Am Abend, als Elisabetta das hohe Fenster ihres kleinen Schlafgemachs schließen wollte und sie der helle Mondschein noch einmal hinaus auf den Balkon lockte, von wo sie dankerfüllt zum Himmel emporblickte, rief eine leise Stimme ihren Namen. Erschreckt schaute sie um sich, da tauchte eine dunkle Gestalt vor ihr auf:

„Ich bin's, Elisabetta!" sagte Marco Sessi —

„zürnt mir nicht, ich komme, um von Euch Abschied zu nehmen, das ist meine letzte weltliche Aufgabe — ich mag nicht verhöhnt und verspottet leben, ich gehe in ein Kloster!"

„Armer Marco!" flüsterte Elisabetta.

„Habt Ihr Mitleid? O, trübt Eure schönen Augen nicht, Signora — doch wenn Ihr es habt, versprecht mir die Erfüllung einer Bitte. Einst brachte ich Euch einen Frühlingsstrauß und fand ihn wenige Minuten später achtlos fortgeworfen — heute bringe ich Euch Rosen, welche ich mühsam gepflegt. Versprecht mir, daß Ihr sie drei Tage lang verwahren und drei Tage lang meiner gedenken wollt! Es ist der Wunsch eines Scheidenden, erfüllt ihn wie den eines Sterbenden."

„Ich verspreche es, Marco!"

„So lebt wohl!" er warf die Hülle fort, welche er bisher gehalten, reichte einen Strauß prachtvoller weißer Rosen über die steinerne Brüstung und ging. Als Elisabetta's Thüre geschlossen, tauchte sein Schatten wieder auf, mit einem schmerzlichen Stöhnen lehnte er den dunkellockigen Kopf gegen die kalten Steine und als der Morgenthau fiel, war seine Stellung noch unverändert. Erst das Geräusch, welches das Anbrechen

des Tages begleitete, scheuchte ihn von seinem gespenstischen Wachtposten, wie ein gehetztes Thier suchte er das Weite.

Für Elisabetta Sirani brach kein Morgen wieder an, man fand sie bleich und kalt auf ihrem Lager; ihr zur Seite stand ein großer Strauß weißer Rosen, deren Köpfe welk darnieder hingen.

*
* *

Ein Schrei des Schmerzes tönte durch Bologna bei dem Kundwerden von Elisabetta's schnellem Tode, unheimliche Gerüchte wurden ausgesprengt, „Gift" raunte man einander in die Ohren. Doch wer war der Mörder — ein neidischer Kunstgenosse, ein durch eine Karikatur der Künstler aufgebrachter Patrizier? Wer konnte es sagen?

Marco Sessi war verschwunden; man wußte, daß der heißblütige Jüngling seine Niederlage nicht überleben würde.

Elisabetta, der Stolz der Stadt, wurde mit großem Gepränge und unter allgemeinem Trauern und Klagen an der Seite ihres geliebten Vorbildes „Guido Reni" in der Kirche San Domenico bestattet. Luigi Picinardi widmete ihr ein schwungvolles Epitaph, der Dichter Béro sang das Lob ihrer Tugend und Kunst-

fertigkeit, pries ihr Wissen und ihres Herzens Reinheit, über das nie eine irdische Neigung siegte.

Malvasia, der Verfasser der „Felsina pittrice" aber nennt sich „die Drommete ihres Ruhmes" und die Geschiedene „Ein Wunder der Kunst!"

Spielmanns Bäschen.

„Ach, denkt das Veilchen, wär ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen!“ . . .
Göthe.

„Und nun ists gut und jetzt mag Feierabend sein!" sagte der Herr Buchbindermeister Joseph Ignatz Mozart an einem heitern Octobertag des Jahres 1777 plötzlich in seiner Werkstatt und sah dann lächelnd zu, wie schnell die muntern Bursche von der „unerhörten Güte" Gebrauch machten und die Stiegen hinabeilten.

Die zu so ungewohnter Zeit stampfenden Füße hatten zwei andere, trippelnde, kleine auf eine Recognitionsreise gesandt. Fast geräuschlos öffnete sich die Thür und neugierig fragend lugte secundenlang ein blaues Augenpaar in das verlassene Gemach, dann schob sich eine schlanke Mädchengestalt herein, welche mit einem neckischen Knix zu dem Meister herantrat.

„Conveniret es dem Herrn Vater wohl, mir zu sagen, warum er in seinen Sonntagskleidern steckt, die Mutter die Staatshaube auf dem Kopf hat und was endlich die ganze Feierlichkeit bedeuten soll?"

Die grauen Augen blinzelten unter den buschigen Brauen fast schelmisch auf die Fragende nieder und der steifumwickelte Zopf machte dabei die lustigsten Sprünge auf dem Sammtrock.

„So neugierig, Jungfer Marianne? Glaubs wohl, sind aber auch welterschütternde Ereignisse in Aussicht und dazu ist es nöthig, daß sich unser einzig Töchterlein ebenfalls nach Kräften putzt!“

„Soll geschehen, Vater, aber sagt mir Eins, Ihr seid doch nicht am Ende Stadtschultheiß von Augsburg geworden, weil Ihr eine so gewichtige Miene macht?“

„Wollen die Thorheiten noch immer nicht aus dem Blondkopf! Zur Strafe sage ich der Mamsell nichts weiter, als daß wir Gäste bekommen und zwar bald, und daß es die höchste Zeit ist, —“

„Die Kleidertruhe aufzuschließen, weiß schon, Herr Vater, und will mir der Gäste wegen noch lange nicht den Hirnkasten zerbrechen, werden langweilige, alte Jugendfreunde von Ihm sein, wie Er sie in aller Herren Länder hat!“

„Warts ab, Marianne!“ rief Meister Mozart ihr nach, und lächelte vergnügt in sich hinein, als drunten in Mariannens flinken Händen sich bereits der Schlüssel

drehte, welcher die große Lade mit den Staatskleidern verschloß. Eben beugte sie sich über dieselbe, als ein dunkler Kopf neben ihr auftauchte und eine flüsternde Stimme an ihr Ohr schlug:

„Habt Ihrs heraus?"

„Als ob Ihr noch fragen könnt!" kicherte sie, „Gäste bekommen wir, weit her und der Vater ist in der heitersten Laune, Ihr aber, Altgesell, helft mir einmal wählen, denn ich soll sehr schön geputzt sein, befiehlt der Herr Vater."

„Vielleicht wie zu einer Brautwerbung, he? Kennt Sie denn die Namen der Erwarteten, Jungfer Marianne? Und darf man sie auch wissen?"

„Ihr werdet doch nicht so neugierig sein, Bayreuther! Da sagt einmal, das Maisfarbene oder Brabanterblaue?"

„Nehmt sie alle Beide, Mamsell, und wenn Ihr ein schwarzes Armensündergewand habt, so gebt es mir!" rief der junge Mann und wandte das sonst so freundliche Gesicht finster ab.

„Ihr seid ein Narr. Was soll das bedeuten?"

„Weil ich mich wie ausgestoßen fühle, seit ich weiß, daß droben etwas in der Luft liegt und es nach Hochzeitssträußen riecht! Aber wenn ich Sie warnen soll,

nehm Sie nicht den Ersten, Besten, Marianne. Es kann treuere und ehrlichere Anbeter geben, wenn sie auch nicht gleich in großen Carrossen ankommen und der Meister Mozart sie im Werktagszeug und ohne große Ceremonien begrüßt!"

Bestürzt schaute das schöne Mädchen dem Davoneilenden nach, die Prachtkleider, unter welchen die Wahl so schwer wurde, noch immer auf dem Arm.

Da rollte es heran, rasselnd und dröhnend über das Straßenpflaster, und dann klangen lustig jauchzende Posthorntöne näher und näher . . . jetzt vor der Thür. Wie das Herzchen pochte — — Ob der Gottlieb aus Bayreuth wohl wahr geredet und ob jener schwerfällige Kasten wirklich einen Menschen beherbergen könnte, welcher kam, sie aus dem Elternhause und all seinen Freuden zu entführen? Doch nur einen Augenblick schwand Mariannens guter Muth, dann lächelte sie still in sich hinein: „Leichtes Spiel soll er nicht haben, der Brautwerber" und damit waren auch die Fluchtgedanken gebannt, welche Anfangs in ihr aufgestiegen. Nein, nein, heimlich wollte sie den Feind beobachten, dort der große Leinenschrank der Mutter barg sie völlig.

Eben war sie ungesehen in ihr Versteck geschlüpft, da eilten die Eltern der Thür zu und nun entleerte

sich auch der gewaltige Postwagen seines Inhalts. Zuerst erschien ein französisches Reisekleid, welches über einen sehr umfangreichen Reifrock gespannt war, und nachdem derselbe sich sorgfältig herausgeschoben, gewahrte man über ihm einen Frauenkopf mit hoher, gepuderter Frisur, der sich nickend und grüßend hin und her bewegte und das Ganze war endlich eine Dame, welche vom Vater mit feierlichem Handkuß und von der Mutter mit einer Umarmung begrüßt wurde.

Der nun gegenseitig ausbrechende Wortschwall und die mit französischen Floskeln gemischten Complimente wurden ziemlich kühn und kurz durch die heitere Stimme eines schlanken Jünglings unterbrochen:

„Da sind wir also, die Mutter und ich, und das ist der Oheim und die Frau Muhme — — fehlt weiter nichts, als ein Bäschen, von dessen Existenz mir etwas zu Ohren gekommen ist, damit die Vorstellung vollendet und überstanden sei!"

„Der Wolfgang Amadeus, meines Leopolds einziger Sohn!" rief der Meister Mozart und schloß den Ankömmling in seine Arme „und heiter und freundlich, wie jener selber, willkommen in Augsburg!"

„Und wo ist das Bäsle!" fragte Der wieder und ließ die großen, glanzvollen Augen suchend umher

schweifen und ehe der Vater sein rufendes „Marianne“ hatte vernehmen lassen können, flogen die Staatskleider hinter den Leinenschrank und das Bäschen trat heran, lächelnd und rosig. — Alle Sorge und Angst war ja vergebens gewesen, der junge, freundliche Wolfgang aus Salzburg machte ihr nicht bange — — und zudem wars ein Vetter, wie konnte der ans Heirathen denken?

Sie reichten einander die Hand und schauten sich in die Augen, aber trotzdem der Marianne der kecke Muth wieder gekommen war, mußte sie doch die ihrigen senken und war fast ärgerlich, daß ihr so heiße Blutwellen bis zu den Schläfen stiegen.

Als dann der Abend wie herkömmlich sämmtliche Hausbewohner vor der Thür unter der großen Linde versammelte, war man allerseits schon bekannter und zutraulicher geworden. Die Frau Mozartin aus Salzburg erzählte von ihres Wolfs Triumphen in seiner Kunst und den Ehrenbezeugungen, welche er schon als Kind genossen und von den großen Concerten, die er jetzt hier in Augsburg halten wollte und der ehrsame Buchbindermeister und seine Gattin lauschten mit förmlicher Andacht den Berichten der „feinen und gelehrten Frau Schwägerin“.

Die besten Freunde aber waren bereits unstreitig

Vetter und Bäschen, neckische Scherzworte flogen zwischen ihnen hin und her und helles Lachen klang in den Herbstabend hinaus.

Marianne fand so viel an dem Wolfgang zu bewundern, den violetten, gestickten Sammtrock, die feinen Spitzenjabots, den prächtigen Galanteriedegen, endlich kam es heraus, daß sie ihn fast eben so schön fand, als den Churfürsten selber, den sie zu München gesehen und das war doch die glanzvollste Erscheinung, auf die sie sich besinnen konnte.

„Wißt Ihr, Bäsle," sagte der Vetter lachend, „daß ich mit dem nicht einmal tauschen möchte! Kenne ihn wohl und bin freundlich von ihm protegiret, aber solche Freiheit, wie meine Kunst gewährt, hat er doch nicht, mit all seinem Reichthum und seiner Macht."

„Eure Kunst?" fragte die frische Stimme, ... „ja, was ist's denn damit und wollt Ihr die nicht endlich an den Nagel hängen? Der Vater hat mir zuweilen erzählt, wie der Vetter aus Salzburg als Kind so prächtige Stücklein auf dem Claviezimbel oder wie es heißen mag, ausgeführet, aber nun seid Ihr doch daran, ein Mann zu werden und ich meine, nur das Handwerk hat einen goldenen Boden! Was seid Ihr denn eigentlich, Vetter?"

„Bisher war ich nur ein Spielmann, Marianne," lachte der Schelm, „aber es kann geschehen, daß ich auf Ihren Rath noch zu Pinsel und Leimtopf greife . . . . ."

„Und ein Buchbinder werdet und ein Meister? Ei, da habt Ihr doch hier die beste Gelegenheit beim Vater. Stellt das nur an — — und der Gottlieb, der dem Herrn Vater seine rechte Hand ist, kann Euch helfen!"

Der Altgesell, welcher während des ganzen Abends schweigsam seitwärts an der Mauer gelehnt und das plaudernde Pärchen beobachtet hatte, trat langsam näher.

„Ach, hör Er nur, der Vetter wird ein Buchbinder!" rief Marianne, fröhlich in die Hände klatschend, „da sieht Er, welch ein falscher Prophet Er gewesen ist! Denkt Euch, Wolfgang Amadeus, er prophezeite mir in unserm Gast einen Brautwerber . . . . . und ich schwur, daß der, wer er auch sein möge, kein leichtes Spiel mit mir haben solle!"

„Und habt den Spielmann selber beschworen," sagte Gottlieb, „vorerst sind wir aber doch wohl noch eine Zeitlang vor dem Erscheinen des Monsieurs in unserer Werkstatt sicher."

„Bis ich einige Concerte gegeben, Freund Alt-

gesell! Dann aber hütet Euch vor der Concurrenz, denn wo ich komme, tanzt man leicht nach meiner Geige!"

Die Concerte, welche der junge Künstler in den nächsten Tagen gab, brachten ihm wie gewöhnlich mehr Bewunderung, als pecuniären Gewinn, so daß er sie in einem Briefe an den Vater mit dem wenig schmeichelhaften Titel seiner „Bettelakademien" belegt. Nur eine Stelle wars, welche dem alten Herrn Kapellmeister in dem Bericht aus seiner Heimatstadt, die den Sohn so arg enttäuscht zu haben schien, auffiel, so daß er nochmals seine Brille abrieb und sie wiederlas:

„Das kann ich sagen, wenn nicht ein so braver Herr Ohm und Frau Muhme und so liebes Bäsle da wäre, so reuete es mich so viel als ich Haare auf dem Kopfe habe, daß ich nach Augsburg bin. Nun muß ich von meinem lieben Jungfer Bäsle etwas schreiben; das spare ich mir aber auf morgen, denn man muß ganz ungehindert sein, wenn man sie recht loben will, wie sie es verdient." — — — „Den 17. in der Frühe schreibe und betheure ich, daß unser Bäschen, schön, vernünftig, lieb, geschickt und lustig ist, und das macht, weil sie brav unter die Leute gekommen ist, sie war auch einige Zeit in München. Das ist wahr, wir Zwei taugen recht zusammen, denn sie ist auch ein bis-

chen schlimm; wir foppen die Leute miteinander, daß es lustig ist.“ — —

„Wir Zwei taugen recht zusammen,“ wiederholte der Herr Kapellmeister von Salzburg, „ei, sieh da, Herr Sohn, man giebt uns also selber einen Wink — — müssen die Augen offen halten, und über die jungen einundzwanzig Jahre wachen, wie mir scheint! So ein lustiger Musikant soll sich nicht binden, dem ist schon ein Schmetterlingsleben erlaubt, paßte mir recht, wenn am Ende Liebesgedanken Fugen und Sonaten über den Haufen würfen!“ Und schnell flog ein Brief an „die liebwertheste Ehegattin“ nach Augsburg zurück, in welchen dem Wolfgang Amadeus kein Einblick gestattet wurde.

„Fugen, Cantaten und Sonaten,“ ach, die konnte das Bäschen dem Vetter nicht verzeihen! Die brummenden, gewaltigen Orgeltöne waren doch nie eine rechte Musik, wie die Herren Cantoren auch lauschen mochten, und wenn der Wolfgang gar noch dirigirte und sich so lebhaft und hastig dabei bewegte, war es nicht zum Aushalten vor Lachen, solch komischen Anblick gewährte ihr das.

„So ein rechtes fein lustiges, oder ein wehmüthiges Lied macht mir einmal mit Worten dazu, die

man singen kann," sagte sie dem Vetter, „von den Sonaten läßt sich gar nichts halten und noch weniger rühren sie zu Thränen. Laßt mich einmal weinen bei Eurer Musik, wie bei einem rührenden Kirchengesang!"

Der Wolfgang hatte dazu gelacht.

„Eure schelmischen Augen in Thränen, Bäsle, das müßte köstlich ausschauen — ich für mein Theil glaube nicht, daß mir das jemals gelingen könnte! Und so lieb Ihr auch schwatzen mögt mit Eurer hellen Stimme, zum Gesang scheint sie mir wenig zu taugen!"

Marianne erwiederte nichts und wandte nur den blonden Kopf zur Seite, dabei entschlüpfte die eine schwere Flechte der sie sonst ängstlich gefangen haltenden Riegelhaube, welche sie nach augsburger Bürgersitte trug. Ein leiser, neckischer Ruck daran machte sie wieder zurückschauen.

„Ich weiß etwas Besseres," rief Wolfgang und zog ein kleines Packet aus der Tasche, „was ich Ihr geben will, wenn Sie mir verspricht, sich in „französischer Tracht" für mich zeichnen zu lassen. Will Sie, so tauschen wir unsere Portraits!"

Mit einem freudigen Schrei griff sie darnach, eine kleine Kapsel fiel in ihre Hand, ein Druck, und der

Deckel sprang zurück und zeigte Wolfgangs lachendes Gesicht von einer gewaltig hohen, gepuderten Frisur umrahmt, über einem feurigrothen Frack mit Goldstickerei.

„Damit Sie sich an Ihren bösen Cumpan erinnert, wenn er nun bald weiter gezogen sein wird!"

Marianne konnte Anfangs vor Staunen über das prächtige Geschenk kaum reden; erst Mozarts letzter Einwurf öffnete ihr den sonst so plauderhaften Mund wieder:

„Ihr geht und wollt nicht bei dem Vater . . . ."

„In die Lehre? Wenn ich zurück komme, Bäsle, und Ihr mich dann noch für tauglich dazu erklärt. Vielleicht auch, wenn Ihr ein wenig Freundschaft mit der Frau Musika geschlossen habt, überlegt Euch das einmal. Es ist doch gar zu hübsch, wenn ein rother Mund eine gefällige Weise singt, das ist die einzige Sprache, in welcher man mir sagen kann, „ich bin dir gut."

„Ich wüßte ein Lied, der Gottlieb hat es mir so lange vorsagen müssen, bis ichs behalten habe!" flüsterte das Mädchen halblaut und mit sinnender Miene, „es heißt „das Veilchen" und ein gewisser Goethe aus Frankfurt hats gemacht, das möchte ich wohl singen!"

„So gebts mir, kleine Schelmin, und bis übermorgen früh, wenn wir uns auf die Reise machen, solls in Noten gesetzt sein — — oder ich müßte nicht Wolfgang Amadeus Mozart heißen!“

Am späten Abend, als Alles längst im Hause des Herrn Joseph Ignatz Mozart sich zur Ruhe begeben, blinkte allein aus Mariannens kleinem Dachfensterchen noch ein heller Lichtstrahl. Nur Mond und Sternen gelang es aber hinein zu lugen und zu gewahren, daß sie eifrig sich bemühte, mit der des Schreibens ungewohnten Hand kunstvolle Buchstaben auf einen vor ihr liegenden großen Papierbogen zu malen.

Schon war vom Thurm die Mitternachtsglocke verklungen, als sie die Feder niederlegte.

„Nur so kann man ihm sagen: „ich bin dir gut,“ wiederholte sie, sich nachlesend über das Geschriebene beugend und die blauen Augen blinzelten feucht unter den langen Wimpern hervor, dann fiel es nieder, ein hellblinkender Tropfen — wie bös! er verlöschte die eine Zeile: „das arme — arme Veilchen!“ fast gänzlich. —

Zwei Tage später hielt wieder ein großer Reisewagen vor der Thür und des Postillons schmetterndes Horn trieb zur Eile. Schon hatte man Abschied ge-

nommen, Frau Anna Maria Mozartin saß bereits wohlverwahrt in der gewichtigen Kutsche und schon hatte Wolfgang Amadeus den Fuß auf das Trittbret gesetzt, als er nochmals zurücksprang und ihr eine Rolle in die Hand drückte.

„Halt Bäsle, Ihr Lied und daß Sie's mir singen lernt, Sie weiß schon warum! —"

Dann zogen die Pferde an, ein letztes Winken und Grüßen hinüber und herüber und ein letztes verklingendes „Auf Wiedersehen!"

* * *

Wer wohl dem salzburger Kapellmeister von dem betrübten Abschied in Augsburg berichtet hatte? — so daß derselbe sich bewogen gefühlt, ihn scherzhaft zu verherrlichen und dem Sohn nach Mannheim berichtete, daß er „für das nächste Pölzlschießen den traurigen Abschied in den zwei in Thränen zerfließenden Personen des Wolfgang's und des Bäsle auf eine Scheibe habe malen lassen." —

„Die Scheibe war allerliebst," heißt es in dem ironischen Ton, welchen der Vater stets anzuschlagen liebte, wenn er seines Sohnes kleine Thorheiten geißelte. „Eine Augsburgerin stand rechter Hand und präsentirte einem jungen Menschen, der Stiefel anhatte und

reisefertig war, einen Reisebusch. In der andern hatte sie ein erstaunlich auf dem Boden nachschleppendes Leintuch, womit sie die weinenden Augen abtrocknete. Der Chapeau hatte auch ein dergleichen Leintuch, that das Nämliche und hielt in der andern Hand seinen Hut.

Oben stand geschrieben:

„Adieu, mein Jungfer Bas! — Adieu, mein lieber Vetter,
Ich wünsch zur Reise Glück, Gesundheit, gutes Wetter!
Wir haben vierzehn Tag recht fröhlich hingebracht —
Das ists, was beiderseits den Abschied traurig macht,
Verhaßtes Schicksal! — — ach, ich sah sie kaum erscheinen
So sind sie wieder weg — — wer sollte nun nicht weinen?“

*
* *

Vielleicht hielt der junge Künstler in Mannheim die spottenden Zeilen seines Vaters gerade in demselben Augenblick in der Hand und konnte sich eines leichten Lächelns beim Lesen derselben nicht erwehren, als drüben in Augsburg die blonde Marianne nach der heilig verwahrten Notenrolle griff, welche er ihr beim Abschied übergeben. Fast schüchtern trat die sonst so Kecke zu dem Altgesellen heran, der draußen an der Thür lehnte und in den herbstlich gefärbten Garten hinausschaute, wo der Wind mit den Blättern sein tolles Spiel trieb.

„Gottlieb,“ sagte sie leise, „kennt Ihr noch das Lied von dem Veilchen, das Ihr mich gelehrt?“

„Ob ichs kenne," seufzte er und strich die dunklen Haare aus der Stirn, „ich denke oft darüber nach und an den Mann, der's gemacht. Es liegt so was, wie ein Menschenschicksal in den Versen!"

„Das verstehe ich nicht," erwiederte Marianne, „aber ich habe eine Bitte und möchte, daß sie nicht vergebens sei!"

Des Gesellen Augen blitzten auf:

„Ihr eine Bitte, Jungfer Marianne und an mich! Nun, so laßt sie hören, daß ich Euch nichts abschlagen kann, sollte Euch schon lange klar sein!"

„Ihr wißt, was die schwarzen Köpfe und Striche, welche man Noten nennt, bedeuten sollen, habt eine schöne Simme, eine Laute — — und — — Gottlieb, der Vetter hat mir zu den Versen eine Melodie gemacht — — wollt Ihr sie mich singen lehren?"

„Von Herzen gern und jede Feierabendstunde soll Euch dazu gehören. Nur eine Gunst gewährt mir, Jungfer Marianne, wenn Ihr das Lied gelernt habt, so gestattet mir, daß ich Euch etwas anvertraue, was lang schon mein Herz bedrückt."

„Wenn Ihrs bis dahin tragen wollt, gut!" rief sie und die alte fröhliche Miene und Laune schien plötzlich zurückgekehrt — — und sie wußte selbst nicht

warum, aber sie mußte doch dran denken, daß es heut zum ersten Mal gewesen, daß sie nach des Vetters Abreise wieder gelacht habe.

Wie oft sie dann noch lachte? Ei, jedesmal, wenn sie einen Brief aus Mannheim bekam. So scherzhaft wie der junge Musikant plauderte, so schrieb er auch und sie brauchte nur das Medaillon mit seinem Bild zu nehmen und sich die Worte laut vorzulesen, so war es just, als sei er gar nicht fortgegangen. Sie konnte sie alle auswendig, die Blätter und Blättchen, welche zu ihr herüberflogen und die allemal so begannen: „Allerliebstes Bäsle, Häsle!“ oder „Liebenswürdigstes, reizendstes, von einem unwürdigen Vetter in Harnisch gebrachtes Bäschen oder Violoncellchen!“ Und recht, recht dringend mußte sie den Vater darum angehen, daß sie endlich gezeichnet würde, der Wolf mahnte ja so liebenswürdig in seiner spaßigen Weise um das versprochene Bild.

„Was ist das für eine Manier! Vier Soldaten und drei Bandelier! so ein Packet und kein Portrait! Ich war schon voll Begierde, glaubte gewiß, daß ich es gar bald, recht gar bald bekommen werde! Drum schicken Sie es mir je ehender, je lieber! Es wird wohl hoffentlich so sein, wie ich es mir ausgebeten habe, nämlich

im französischen Aufzuge, in welchem Bäsle um fünf Procent schöner ausschaut!“

Ach und eine Stelle, eine Antwort auf eine schüchterne Frage von ihr, klang Tag und Nacht in ihre Ohren:

„Wie mir Mannheim gefällt? so gut Einem ein Ort ohne Bäsle gefallen kann!“

Ob er wußte, daß ihr Augsburg nach seiner Abreise so öde und leer erschienen war? . . . .

Mit den Singstunden des Altgesellen Gottlieb gings indessen recht langsam voran, unermüdlich sang er die Weise, spielte er sie auf der Laute wieder und wieder, aber das Bäschen des Musikanten schien wenig oder gar nichts Verwandschaftliches in musikalischer Beziehung mit ihm zu haben.

„Es thut nichts!“ sagte sie nach jedem verunglückten Versuche mit neuer Zuversicht, „ich werds schon lernen, bis der Wolfgang kommt, und ich glaube, bei dem sing ichs doch gleich besser, als bei Euch. Und dann sollt Ihr einmal die Ueberraschung sehen, Gottlieb!“

Endlich war denn auch das langersehnte Bild fertig.

„Da habt Ihr mich,“ schrieb sie, „zwar nicht in

französischem Aufzug, aber ich denke, es freut Euch doch. Es ist eigentlich eine Geschichte, Vetter, warum ich dort in der Riegelhaube und mit schwarz seidenem Tüchlein abconterfeit bin. In dem Aufzuge habe ich Euch zuerst gesehen — — und meine Staatskleider zu Boden geworfen, um Euch zu begrüßen . . . . . und so konnte ich nicht anders!"

Arme Marianne, während sie daheim in der Dämmerstunde das Veilchenlied zu lernen sich abmühte, wurde es Mozart in Mannheim von anderen rosigen Lippen kunst- und gefühlvoll entgegen gesungen und trotzdem sie ihr Bild gesandt, war ihr frisches, freundliches Gesicht dennoch recht in Gefahr, für immer vergessen zu werden. Wo blieb die Erinnerung an andere Mädchenaugen, wenn er die blinkenden Sterne in Aloysa Weber's schönem Antlitz auf sich gerichtet sah? Und wenn in ihm auch zuweilen ein flüchtiger Gedanke an seinen augsburger Aufenthalt und die Scherze und Neckereien auftauchte, so wars ihm jetzt sonnenklar, daß es nicht Liebe gewesen, welche er fürs Bäschen empfunden, sondern nur ein brüderlich warmes Freundschaftsgefühl. Der Spott des Vaters wäre wirkungslos gewesen, die aufkeimende wahre Liebe erst ließ ihn jene Neigung erkennen. Seltener kamen die Briefe für

Marianne und endlich gar nicht mehr; aber das betrübte sie kaum.

„Er kommt wieder, Gottlieb," sagte sie beruhigt, „ich weiß es jetzt wohl, daß seine Kunst groß sein muß, wenn ich sie auch nicht verstehe. Vielleicht macht er neue Lieder und hat keine Zeit zu schreiben, laßt mich inzwischen nur fleißig lernen!"

Mannheim, das dem jungen Musiker Anfangs ohne Bäschen nicht gefallen wollte, hielt ihn nun magisch gebannt, die süße, einschmeichelnde Stimme Aloysens sang Alles für ihn in Vergessenheit ein.

Da war es die Mutter wieder, welche zur Feder griff, um dem Vater die neue „Thorheit" mitzutheilen.

„Verlasse Mannheim!" tönte die mahnende Stimme von Salzburg herüber und .... „Gern Vater, wenn Ihr mir gestattet, mit der Familie Weber nach Italien zu gehen," klang es zurück und damit begann für den Wolfgang der erste Kampf der Neigung gegen die kindliche Liebe; die letztere siegte und mit äußerster Hast ergriff der Sohn den väterlichen Rath: „Fort mit Dir nach Paris und das bald! Setze Dich großen Leuten an die Seite — aut Caesar aut nihil! Der einzige Gedanke Paris zu sehen, hätte Dich vor allen fliegenden Einfällen bewahren sollen!"

Bei dem sein Herz wirklich zerreißenden Abschiedsschmerz von Aloysa scheint ihm die Erinnerung an das Scheiden von Marianne gekommen zu sein, wie ungleich leichter war das gegen heute! Und doch hatten ihre blauen Augen so traurig geblickt.

„Wegen meinem langen Stillschweigen will ich mich gar nicht entschuldigen, denn Sie würden mir so nichts glauben! Doch was wahr ist, bleibt wahr — — ich habe so viel zu thun gehabt, daß ich wohl Zeit hatte an das Bäsle zu denken, aber nicht zu schreiben, mithin hab ich es müssen lassen bleiben. In vierzehn Tagen gehe ich nach Paris!“ meldete Marianne ein kleiner Zettel.

Aus der Seinestadt selber, in welcher er fast ein Jahr verweilte, wurde ihr gar keine Nachricht.

Zwei mächtige Beweggründe ließen den wandernden Spielmann sich aber bald heiß vom französischen Boden fortwünschen, er hatte der Mutter in der fremden Erde ein Grab graben lassen müssen und nichts, meinte er, könne ihn über den herben Verlust der Hochverehrten trösten, als ein Blick in die Augen seiner unvergessenen Aloyse. Mit fliegender Eile reiste er nach München, wohin die Familie Weber inzwischen übergesiedelt war — — um dort zu erfahren, daß

Aloyse „Den, um welchen sie ehedem geweint hatte, nicht mehr zu kennen schien!“

Aber man hatte nicht umsonst pariser Lebens- und Gesellschaftsstudien gemacht, das Gefühl durfte nicht mehr sichtlich überbrausen, mochts auch drinnen toben und schmerzen. Mit gelassenen Mienen griff er in die Tasten und sang der Treulosen: „Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will! — —“

Was aber nun auf die brennende Wunde legen, damit die Welt und die Falsche ihn nicht verspotteten?

Eine Freundeshand, eine weiche, sollte sie kühlen, Bäschens heiterer Sinn plauderte vielleicht die düstern Gedanken hinweg. Und wirklich, als er sie scherzend um ein Rendezvous bat, kam sie für einige Stunden mit der Mutter von Augsburg herüber. Erst dann kramte der Herr Wolfgang seine kühnen Pläne aus, „die Marianne müsse mit nach Salzburg“ und wohl oder übel, die Frau Mutter war bald überredet und auch der Herr Vater gab endlich seinen schriftlichen Consens.

Nein, wie fröhlich man scherzte, der Vetter erfand immer tollere Einfälle und das Bäschen kam gar nicht aus dem Lachen.

„Euch muß es gut ergangen sein!“ wiederholte

sie stets mit leuchtenden Blicken. „Ihr habt draußen nur noch lustiger zu sein gelernt!“ und der Wolfgang nickte dazu.

Es war Anfangs Mai und das reizende Salzburg prangte im schönsten Frühlingsgewande und an einem lieblichen Abend brachte der Wolfgang seinem Bäschen den ersten großen Veilchenstrauß. Sie stand gerade am offenen Fenster, in welches ein mächtiger Apfelbaum mit neugierigen Blütenaugen hereinschaute. Wie oft hatten die sich unter des jungen Meisters zauberischen Weisen, welche er auf dem seitwärts stehenden Flügel gespielt, zum Schlummer geschlossen. Marianne befestigte die blauen Blümchen an ihrem Busen und die Hand leicht auf des Vetters Arm legend und ihn seltsam feierlich anschauend, sagte sie leise:

„Setzt Euch, Wolfgang, und spielt mir das „Veilchenlied,“ welches ich inzwischen gelernt — — und . . . . sagt mir dann, was Ihr aus dem Liede vernommen! . . . . .“

Die schlanken, weißen Hände präludirten und gingen dann in die Melodie über und Mariannens Stimme setzte ein, so müh- und kunstvoll, meinte sie, wie nimmer daheim bei des Gottliebs Lautenspiel. Was der Vetter dabei für ein Gesicht machte, sah sie

nicht, sie hatte die Hand auf das Herz gelegt, welches noch nie so wunderbar bang und doch hochselig geklopft hatte und die Abendluft küßte ihr zärtlich und weich die heißerrötheten Wangen.

„. . . . . . Wär ich nur
Die schönste Blume der Natur . . . . ."

„Du bists, Bäsle, Du bists! ich schwörs Dir bei allen Heiligen und dem Gotte der Musik!" rief da plötzlich der Wolfgang und sprang auf, „und immer, immer sollst Du's sein nicht allein ein Weilchen nur — — aber . . . . . ."

Wie hell die blauen Augen blitzten.

„So habt Ihr's nicht vergessen, Vetter . . . . . und . . . was sagt Euch mein Gesang?"

„Daß mein Bäsle lieb, herzig, schön, Alles, Alles ist — — — nur keine Sängerin! Nicht wahr, die Qual hat Sie aus Schelmerei ersonnen?"

„Ja, ja, und Euch kann man richtig keinen Scherz vormachen," stammelte sie mühsam lächelnd, „Ihr bleibt stets ein Schalk!" Dann war sie verschwunden. Mozart aber saß bis spät in die Nacht vor dem geliebten Instrumente und spielte die Weisen, welche Aloysens holder Mund gesungen und die Veilchen, welche er selber gepflückt, die bei des Bäschens hastiger Flucht

zu Boden gefallen waren, hauchten sterbend ihre süßesten Düfte neben ihm aus.

*
* *

Die kleine Mozartin aus Augsburg hatte plötzlich Heimweh nach dort bekommen und kein lustiger Scherz und keine Bitten des Vetters hielten sie länger von der Heimat entfernt.

„Ihr seid bleich geworden, Jungfer Marianne,“ sagte der Altgesell zu ihr am Abend ihrer Heimkehr, „die salzburger Luft hat Euch nicht gut gethan.“

Sie nickte stumm und ließ ihm ihre kleine, kalte Hand. Dadurch ermuthigt, fand er mehr Worte, als sonst.

„Und gut ists, denn man hat sich nach Euch gesehnt, mehr als Ihr ahnt! Aber Eins sagt mir, habt Ihr das Lied gesungen?“

„Ja, Gottlieb!“

„Victoria! so darf ich reden! Habt Ihr bei dem Gesang wohl an mich gedacht, Marianne?“ Wieder das traurige Nicken.

„Ich will Euch auch sagen, was! Ihr habt einmal gesagt, „es liegt so etwas, wie Menschenschicksal in dem Lied“ — Gottlieb, Ihr habt die Wahrheit geredet, es ist mein Schicksal geworden!“

„Marianne!" rief er schmerzlich, „vergeßt das und lernt an treue Liebe glauben."

„Es ist zu spät, Gottlieb!" flüsterte sie leise, „der Spielmann nicht, aber sein Lied trägt die Schuld!"

Der lustige salzburger Musikant, welcher sonst mit so klaren Augen sah, hatte Bäschens Kummer nicht entdeckt. Bald nach ihrer Ankunft daheim erhielt sie wieder ein scherzhaftes Blatt von seiner Hand, diesmal sogar von einer Parodie auf ein Klopstock'sches Gedicht begleitet:

„Eine zärtliche Ode.

Dein süßes Bild, o Bäschen,
Schwebt stets um meinen Blick,
Allein in trüben Zähren,
Daß Du es selbst nicht bist!
Ich seh es, wenn der Abend
Mir dämmert, wenn der Mond
Mir glänzt, seh ichs — und weine,
Daß Du es selbst nicht bist!
Bei jenes Thales Blumen,
Die ich ihr lesen will,
Bei seinen Myrthenzweigen,
Die ich ihr flechten will,
Beschwör ich Dich, Erscheinung,
Auf und verwandle Dich!
Verwandle Dich, Erscheinung,
Und werd — o Bäschen selbst!"

Adieu, Engel! Mein Vater giebt Ihm seinen

onkelischen Segen und meine Schwester giebt Ihm tausend cousinische Küsse. Adieu — adieu, Engel!"

Marianne hat niemals wieder eine Zeile zurückgesandt.

*
* *

Viele Jahre waren vergangen, der salzburger Spielmann schlief lange schon den längsten Schlaf, da pochte es eines Tages an die Thür des Meister Gottlieb zu Bayreuth. Eine ältliche Frauengestalt in dunklen Gewändern trat herein, und „Kennt Ihr mich nicht mehr, Gottlieb?" fragte eine wehmüthige Stimme, „glaubs gern, es ist so lang, so lange, seit . . . . ."

„Marianne!"

Wer vergäße wohl jemals den Klang einer einst geliebten Stimme!

„Ich bin einsam gewesen, Gottlieb, die vielen, vielen Jahre und streng und ernst und abgeschlossen von der Welt. Ihr habt das Glück gefunden, ein treues Weib und liebe Kinder stehen neben Euch und ich sehne mich, jung zu werden in der Erinnerung. Kein Ton einer mir verhaßt gewesenen Kunst, der Musik, hat an mein Ohr klingen dürfen, jetzt möchte ich frische Stimmen wieder singen hören! Das Leben war so leer für mich und ich verschlossen gegen die

Menschen, ich will es büßen. Gottlieb, wollt Ihr mich aufnehmen?"

Und als sie das freudige Ja von des Freundes Lippen vernommen und er die Seinen herbeirufen wollte, flüsterte sie ihm noch leise ins Ohr:

„Ich bringe aber ein Geheimniß mit, das ist mein letzter Wille. Wenn eine milde Hand von den Euren mir die müden Augen geschlossen hat und Ihr mich hinaustragt in das stille, dunkle Kämmerlein, so legt mir eine alte vergilbte Notenrolle mit in den Sarg, Ihr kennt sie, Gottlieb, es ist „Das Veilchenlied!"

Mozarts Bäschen, Marianne Mozart aus Augsburg, starb im Alter von dreiundachtzig Jahren am 25. Januar 1845 zu Bayreuth.

Ein Grab am Rhein.

„Viel Kronen giebt es, dunkle, dornenvolle,
Die Gott den Kindern dieser Erde lieh —
Die schwerste doch, womit der Herr im Grolle
Ein Weiberhaupt umkränzt — — ist das Genie.“

Meißner.

Die letzten warmen Sonnenblicke glitten eben über die lieblichen Fluren des Rheingau's; grün-goldig schimmerten die Wellen des prächtigen Stromes und lichtumglänzt lagen die weinberankten Hügel und schloßgekrönten Berge da. Es war, als scheide das große Himmelsauge ungern von diesem zauberisch schönen Stückchen deutschen Landes und räume nur gezwungen der eben auftauchenden, bleichen Mondscheibe das Herrschaftsrecht ein.

Unter fröhlichem Gesang glitt langsam ein Kahn über den Rhein, der junge Männer trug, welche bunte Mützen und farbige Bänder jubelnd in die Lüfte schwangen, und in ihren Liedern den stolzen, deutschen Strom priesen, an dessen Ufern die frische Lustigkeit und das süße Vergessen dunkler Träume und böser Gegenwart emporwächst. Ein lautes Hurrah grüßte den Johannisberg und wie zur Antwort und zum Willkommen

malte die Sonne im Versinken die Fenster des Schlosses leuchtend roth.

Heitere Stimmen riefen ein gebieterisches „Hinauf" und in übersprudelnder Laune warfen die Jünglinge die mitgenommenen Weinflaschen über Bord, in die Nähe des vornehmen Johannisberger durfte man keinen niederen Rivalen bringen. Nur Einer unter den Fünfen saß still und sinnend da, unberührt von der Fröhlichkeit der Gefährten und als der Kahn jetzt landete und die jungen Marburger Studenten den zur Höhe führenden Pfad einschlugen, wandte er sich seitwärts, auf das vor ihm liegende Städtchen deutend:

„Laßt mich zuvor nach Spuren der Vergangenheit in dem alten Vincella suchen, das seinen Ursprung den Römern danken soll — — ich finde Euch später!"

„Muß sich selbst hier der Forschergeist regen?" spottete der Lustigste der kleinen Schaar, „wer glaubt das Märchen überhaupt, welches Jener dort vorhin erzählt. Wie der heutige Name des Städtchens wenig versprechend Winkel heißt, so schaut das Nest von Weitem aus! Wer klug ist, folgt meiner Führung!" und niemand schloß sich aus und bald verklang dem einsam Dahinwandernden das fröhliche Lachen und Plaudern in der Ferne.

Langsam schritt der junge Studiosus, in dessen Kopf zur Stunde noch zwei mächtige Fakultäten um die Uebermacht stritten, die Theologie und die Philosophie, weiter, unverwandt in die Fluth schauend, welche sich glitzernd und plätschernd an das Ufer drängte. Was sie wohl so geheimnißvoll murmelten, die blanken Wellen? Vielleicht gar profane Weisen, „flieh und lasse den Ernst der Wissenschaft, lerne von uns fröhlichen Lebensmuth, sorgloses Strömen und Sichtragen und Treibenlassen von dem Augenblick." Es war ihm, als möge er nimmer fort aus dem Bereich des stolzen Stroms, als müsse er weiter und weiter wandern und dem Wogengesang lauschen, und darüber die staubigen Bücher, die dumpfen Hörsäle und die schnarrenden Stimmen der alten Professoren vergessen. Da versperrte eine Gruppe tief herniederhängender Weidengebüsche ihm den Weg; gewaltsam bog er die Zweige auseinander, aber sein Fuß stand gebannt, ein Laut des Staunens entfloh seinen Lippen und der leise Schrei einer Frauenstimme antwortete ihm.

Sein hastiges Erscheinen zerstörte ein reizendes Bild. Dicht am Uferrande, am Fuße eines alten knorrigen Weidenbaumes, dessen Zweige sich bis in das Wasser senkten und von den aufspritzenden Tropfen wie

thränenbethaut schienen, erhob sich eine schlanke Gestalt, die kindlich schüchtern vor dem Eindringling zurückbebte. Blumen und halbgewundene Kränze umgaben den Platz, wo sie geruht, und ein aufgeschlagenes Buch war bei der hastigen Bewegung bis in die Wellen geschleudert. Wie bedauernd hob das schöne Mädchen die Hände, aber ehe sie selber einen Rettungsversuch machen konnte, war der Fremde hinabgeeilt und bot es ihr da.

„Ophelia und Ossians Gesänge?“ fragte er dann, „und das am lieblich stillen Ufer des Rheins?“

„Ophelia,“ und die tief blauen Augen hoben sich, „nicht doch, das könnte klingen wie ein düstres Omen! Beschwört nicht die finstern Mächte der Natur, Fremdling, sondern beugt Euch vor ihnen!“

Verwirrt starrte der junge Mann die weiße Erscheinung, welche ihm fast überirdisch dünkte, an, aber auch sein Auge blitzte.

„So will ich Dir keinen Namen geben, Du Nixe des grünen Strom's, in deren Zauberbann ich jetzt gefangen bin, doch strafe mich nicht zu hart für mein frevelnd Eindringen. Gönne mir nur ein kurzes Verweilen und den Blick über Dein Wasserreich hinaus bis zu den Bergen und Wolken und in die blaue Luft!“

Ein neckisches Lächeln umzog den weichen Mund.

„Ihr saht mit Spott die Bardensänge in meiner Hand, sie schienen Euch schlecht zu Blumen und Kränzen zu passen und zu dem heitern Anblick der Landschaft. Naturgeister und Nixen, zu welchen Ihr mich zählt, zürnen aber über Menschenspott und lassen ihn büßen. Da, nehmt und lest zur Sühne mir einen Gesang und versucht, den lachenden Strom für ein brausend Meer und die abendlich schöne Landschaft für nebelumwogte Felsenöden anzusehen!“

Und ehe der Marburger Studiosus wußte, wie ihm geschehen, saß er dem braunlockigen, schlanken Mädchen mit den großen träumerischen Augen gegenüber und erhob seine Stimme zu den Gesängen Ossian's und das abendroth=überstrahlte Land um ihn her schwand, Meereswellen erbrausten und tobten, aus wilden Felsenklüften tönte und spottete das Echo ihm nach und zwischen dem Toben und Brausen zeigte sich wie ein Sonnenstrahl das süße Bild der Geliebten, die Züge der schönen Maid ihm gegenüber tragend. Seite auf Seite umschlug seine Hand, noch nie hatte er die Poesie Ossian's gefühlt und verstanden, wie zur Stunde.

Endlich legten sich weiße Finger über die Verse.

„Genug,“ gebot die sanfte, melodische Stimme, „es beginnt zu dunkeln und der Mond wirft bereits

seine Silberstrahlen über die Fluren. Lenkt Eure Schritte heim, Fremdling!" Zugleich erscholl heiterer Gesang rheinabwärts und leises Plätschern der Ruder. „Am Rhein, am Rhein, gesegnet sei der Rhein!" Aber es wurde ihm so schwer, sich aus dem Traum zu reißen und der Wirklichkeit zu erinnern.

„Muß ich denn gehen?" fragte er zögernd und setzte dann mit bittender Miene hinzu: „Sagt mir Euern wahren Namen!"

„Also ist's aus mit dem Geisterglauben? Haltet Ihr mich wirklich für Fleisch und Blut?" meinte sie lächelnd. „Nein, kein Name," fügte sie dann hinzu, „da nehmt und laßt das Blümlein Euch sagen, was ich wünsche. Die Welt und das Leben führen uns wohl kaum wieder zusammen, mag es der Traumgott also thun!" Ein Vergißmeinnicht lag in seiner Hand und die weiße Gestalt war verschwunden.

„Ein Traum?" fragte er und faßte mit ausgebreiteten Armen in die leere Luft, „nein, kein Traum, aber die Poesie ist geschwunden!"

Das Boot mit den Gefährten legte an, neckische Grüße klangen ihm entgegen.

„Seht den Verklärten, die Alterthumskunde fuscht der Theologie in's Handwerk und wir sind nicht sicher

vor einer Beweisführung über Winkel, alias Vincella! Nur schnell damit, wir haben feurigen Johannisberger für die trocken geredete Kehle!"

Ein lächelndes Kopfschütteln. „Nichts von Forschen und Suchen!"

„Dann ist ihm ein Abenteuer begegnet! Vielleicht hat er schon hier die Lorelei singen hören?"

„Ein Abenteuer unsrem theologischen Träumer? Nur still, dem nahen keine heidnischen Flußgöttinnen!"

„Und wenn es dennoch geschehen? Und wenn es Loreley selber gewesen?" war die Antwort.

„So laßt uns ihr zu Ehren die Gläser erheben, der süßesten und gefährlichsten Nixe des Rheins, möge sie Gnade an dem zukünftigen Streiter der Kirche üben und ihn vor dem Sturz in die Tiefe bewahren!"

Die Becher hoben sich und klangen zusammen, nur ein Mißton mischte sich in das harmonische Geläut, das Glas des jungen Theologen war seiner Hand entglitten und schlug auf den Rand des Bootes und in blitzenden Splittern in die mondbeglänzten Wellen.

„Ein böses Omen! Sie will auch Dich als Opfer, die Unersättliche!" rief man in der Runde.

„Ein böses Omen!" zum zweiten Male, tönten heute diese Worte in das Ohr des jungen Mannes

— — gespenstisch schaute der alte Weidenbaum herüber, zitternd nickten die Zweige und beugten ihre Spitzen tiefer zur kühlen Fluth hinab. — —

„Nicht doch! lustig, wie die Brüder, fort mit den dunklen Ahnungen! Ein Hoch dem Sorgenverjager der süßen Tollheit, die am deutschen Rheine wächst!"

* * *

Sämmtliche Damen des evangelischen Stifts zu Frankfurt a. M. waren zu der Tafel des Fürst Primas geladen und mit ihnen eine große Zahl anderer Gäste weltlichen und geistlichen Standes, und Würdenträger der freien Reichsstadt nebst ihren Töchtern. Man bewegte sich fröhlich plaudernd in dem großen Saale, die verschiedensten Köpfe tauchten neben einander auf und die entgegengesetztesten Meinungen wurden laut. Gelehrte stritten zusammen über die Wissenschaften und Rathsherren debattirten über Stadtangelegenheiten; um den Kranz der frischen Mädchenblüthen flatterten die Schmetterlinge der Gesellschaft und die Stiftsdamen, alt wie jung, in den langschleppenden, schwarz-seidenen Ordensgewändern, mit großen, weißen Kragen und blitzendem Kreuz auf der Brust, wandelten wie aus dem Rahmen niedergestiegene Figuren einer längst vergangenen Zeit zwischen der bunten Menge hin und her.

In einer tiefen Fensternische, halb von den brokatnen Vorhängen verdeckt, lehnten Arm in Arm zwei mädchenhafte Gestalten, ein seltsam contrastirendes und eben daher doppelt anziehendes Bild darbietend. Die Eine schlank, duftig, fast zerfließend in ihren weichen Linien, mit einem geistig edlen, durch wunderbar tiefe, blaue Augen noch verschöntem Antlitz, die Andre klein, zierlich und geschmeidig wie ein Elfenkind, den Kopf von dunklem Gelock umrahmt mit feurig blitzenden Sternen in dem bleichen Gesichtchen, waren sie jedenfalls die interessantesten Erscheinungen unter Allen.

Mit einem fast zornigen Blick schaute die Zweite zu ihrer Gefährtin im Ordenskleide empor.

„Und es ist wirklich wahr, Günderode, Du willst auch Anderen gönnen, was ich bisher nur allein besessen? Auch Andere sollen Deine Verse kennen, welche ich Dir von den Zweigen der Silberpappel im stillen Klostergarten in Dein Fensterchen herniederlas?"

Die junge Stiftsdame lächelte sanft.

„Bist Du es nicht selber, Bettina, welche den Gedanken in mir angeregt und nun, wo er zur That wird, zürnst Du!"

„Nicht doch, mein Tian, ich wäre so stolz, auch der Welt zu zeigen, das ist die Freundin Bettinen's,

aber wenn der Ruhm Tian's draußen erklingt, verliere ich meine Günderode drinnen!"

„Kleine närrische Sibylle! Wer soll denn ahnen, daß es die „Zaghafte," das ängstlichstille Stiftsfräulein, Caroline von Günderode ist, welche sturmdurchtobte Lieder und an philosophische Fragen hinanstrebende Dramen niedergeschrieben? Freund Daub aus Heidelberg ist verschwiegen!"

„Jener aber, von welchem er geredet, der im Verein mit ihm Deine Gedichte der Welt übergeben will, der Dir schrieb und dessen Zeilen Du auf der Brust trägst wie einen Talisman?"

Ein leichtes Roth färbte die Wangen Carolinen's.

„Nicht die Zeilen, Bettina, die Gedanken haben zu mir gesprochen, der Unbekannte ist sicher vor mir, wie ich vor ihm!"

„Du hast niemals geliebt, Günderode, und wirst nie lieben?" fragte der rothe plauderhafte Mund neben ihr weiter, „ich meine einen Mann!"

„Ich habe nur einmal geträumt, kleiner Dämon, das ist schon lange Zeit her, jetzt denke ich nur."

„Und Du bist noch so jung für eine Stiftsdame."

„Ich mag's auch nicht erleben, daß mich die Jugend verläßt! Recht viel lernen, recht viel fassen mit dem Geist und dann früh sterben!"

Vom andern Ende des Saales kamen zwei jugendliche Männer im Zwiegespräch.

„Also hier soll ich den poetischen Gesinnungsgenossen finden, Freund Daub?“ fragte der Eine, dessen Gesicht häßliche Züge, aber unverkennbar den Stempel des Geistes trug. „Das ist doch kein Scherz aus der Studentenzeit? Ich suche vergebens zu erforschen, hinter welcher Stirn die bedeutenden Gedanken gewogt haben könnten und unter den Rathsherren soll ich doch vollends nicht nachforschen?“

Der junge Heidelberger Professor lachte.

„Mache Dich immerhin auf die kühnste Ueberraschung gefaßt, die Wirklichkeit wird Deine Phantasie dennoch übersteigen“ und ohne den weiteren Fragen seines Freundes noch Gehör zu geben, zog er ihn mit sich fort bis zu der halbverhangenen Fensternische.

„Sterben“ hatte dort eben die weiche Stimme der jungen Stiftsdame gesagt, laut genug, um noch von den Nahenden verstanden zu werden.

„Warum sterben, wenn ein blühendes und vielversprechendes Leben vor uns liegt?“ fragte der Professor. „Reden Sie einmal mit Friedrich Creutzer darüber, meinem philosophischen Freunde, welcher den „Tian“ nicht allein von den Manuscripten her, son-

dern auch mit leiblichen Augen schauen und kennen möchte!“

Ein Roth der Ueberraschung in Beider Gesicht, der Professor las nichts weiter darin als Staunen auf der einen und Befangenheit auf der andern Seite, schob Bettinen's Arm in den seinen, um auch einmal „Kobolde“ plaudern zu hören und ließ die so seltsam Vorgestellten allein. Nur einen Blick von Auge zu Auge hatten diese aber getauscht und ein wunderbares Erkennen und Grüßen leuchtete einander daraus entgegen.

„Die Rheinnixe im Stiftstalar?“ fragte der ehemalige Student, „welche Verwandlung! und „Tian,“ der naturbegeisterte und feurigstrebende Dichter in einer Frauenseele? sind's wieder Zauberkünste, welche mich umgaukeln?“

Caroline von Günderode schüttelte das braungelockte Haupt:

„Wir wandeln auf Erden und irdisch-unvollkommen ist mein Dichten und Streben, aber wie Sie mir Freund und Lehrer waren aus der Ferne, so seien Sie's auch jetzt und führen Sie die Frauenseele, so weit sie eindringen kann und darf in das Reich der Philosophie.“

Aber es war doch alles Andre, nur keine bren-

nenden philosophischen Fragen, über welche die Beiden an jenem Abend redeten, zu einem stillen Plätzchen am goldig-grünen Rhein flogen die Gedanken, Ossian'sche Gesänge wurden citirt, ein blaues Blümchen genannt, das ein Talisman der Zukunft gewesen.

Ein blaues Blümchen! Caroline von Günderode verwahrte getrocknete Blättchen in einer silbernen Kapsel und betrachtete sie mit sinnenden Augen in stillen Stunden, wo waren die wohl, welche der junge Studiosus einst empfangen? Nur gut, daß die ernste Stiftsdame darüber keine Frage aufwarf! Kam man endlich auf ein anderes Thema, so war es das Leben Friedrich Creutzer's seit der Begegnung unter der Weidengruppe, der Abschied, welchen er der Theologie gegeben, das Studium der Philosophie zu Jena, Geschichte hatte er bei Friedrich Schiller gehört. Schiller! Carolinens blaue Augen leuchteten und sie wurde nicht müde zu fragen, wie er auf dem Catheder ausgesehen, der gottbegnadete Dichter und Friedrich Creutzer gestand ihr lächelnd, daß er ihm oft nahe gewesen in gesellschaftlichen Kreisen und doch nie den Muth gefunden habe, den Dichter der Maria Stuart anzureden.

Die Abendstunden flogen dahin, ob Worte, ob Blicke beim Scheiden gesagt „Auf Wiedersehn“ man

wußte es nicht genau, man fühlte nur, daß man sich wiedersehen mußte.

In ihrem kleinen Zimmer im stillen Stiftsgebäude, in welches die Silberpappel vor ihrem Fenster grüßend hineinrauschte, stand die junge Dichterin mit über dem Herzen gefalteten Händen: „Ich habe einmal geträumt," hatte sie Bettina vor wenigen Stunden gesagt „und bin nun selig erwacht," flüsterte sie jetzt vor sich hin und ein glückliches Lächeln flog über ihre Züge. Warum sie aber wohl am andern Morgen jenes kleine Blatt vor den dunklen neugierigen Augen der jungen Freundin, welche sonst so oft ihre einzige Vertraute gewesen, barg? das „die Liebe" überschrieben war:

„O reiche Armuth! Gebend, seliges Empfangen!
In Zagheit Muth! in Freiheit doch gefangen!
In Stummheit Sprache,
Schüchtern bei Tage,
Siegend mit zaghaftem Bangen!
Lebendiger Tod, im Einen sel'ges Leben —
Schwelgend in Noth, im Widerstand ergeben,
Genießend schmachten,
Nie satt betrachten
Leben im Traum und doppelt Leben!"

* * *

Es war wirklich ein „doppelt Leben", das für die junge, ernste Dichterin nun angebrochen war; nicht reich von Außen, nicht bunt und wechselnd, sondern im Innern erblühend.

Und wie durch ein Wunder war auch die äußere Erscheinung verändert. Nicht mehr träumerisches Hinleben, selbstbewußtes Wollen machte sich bei der zaghaften Caroline von Günderode recht zum Staunen aller anderen Stiftsbewohnerinnen bemerkbar, und die ernsten Augen schienen plötzlich so fröhlich in das Leben hineinzulachen, als blickten sie der Erfüllung süßen Hoffens entgegen. Der Hang zur Sentimentalität lag in ihr, wie in sämmtlichen ihrer Zeitgenossen, aber durch die Lieder, welche sie in jener Zeit niederschrieb, weht ein frischer und kräftiger Hauch, ein ernstes klares Denken tritt in ihren Dramen hervor und über das Alles hinaus erhebt sich die großartige Naturanschauung.

Wenn sie es gewußt hätten, die würdevolle Frau Aebtissin und die neugierigen Stiftsschwestern, daß die Ursache der vielbesprochenen Veränderung dünne Briefblätter waren, welche, von einer Gelehrtenhand bekritzelt, allwöchentlich von Marburg nach Frankfurt herüberflogen in das kleine Zimmer zu ebener Erde, und daß von dort viel engbeschriebene Seiten wieder hinaus-

wanderten! Sie ahnten das so wenig, wie ihnen der Gedanke kam, den weit und breit besprochenen Dichter „Tian," dessen erste Gedichte und Fantasien die Professoren Daub und Creutzer herausgegeben, in ihrer Mitte zu suchen.

Nur flüchtig hatten sich Caroline und Friedrich Creutzer, welcher inzwischen eine Professur in Heidelberg erhalten, seit jenem Abend wiedergesehen und doch lebten sie mit einander weiter, die Federn waren so getreue Dolmetscher der Gedanken und es gab auch noch das „Zwischen den Zeilen lesen." Ob die blauen, schwärmerischen Augen der jungen Dichterin am Ende da mehr geschaut als der ernste Gelehrte gemeint und niedergeschrieben? Unter die philosophischen Fragen hatte sich vielleicht auch hier und da eine Andeutung geschlichen, daß gar oft dem Studenten im fernen Jena ein gewisses Lockenköpfchen im grünen Waidenrahmen hinter riesigen Folianten aufgetaucht war und daß sich bestimmte Ossian'sche Strophen zwischen die Zeilen Herodot's und Lucian's hatten hinein schleichen wollen.

O süß Erinnern!

Im stillen Stübchen am Stiftsgarten träumte sich's so schön, wenn grüne Zweige hineinschauten, Flieder und Violen dufteten, der Mond Silberstrahlen warf und die Nachtigall ein Liebeslied sang, „süß Erinnern!"

Zündende Funken aber hatte die geniale, kleine Bettina, Carolinens einzige Freundin, ohne es zu denken und zu wollen, in deren Seele geworfen. Die plauderhafte Feder des „eifersüchtigen Kindes," das keinen Nebenbuhler in dem Herzen ihrer Günderode dulden wollte, berichtete ein kleines Erlebniß aus Marburg nach Frankfurt, welches sie später der Frau Rath so erzählt:

„Creutzer kam nach Marburg, um Savigny (Bettinen's Schwager) zu besuchen. Häßlich, wie er war, war es zugleich unbegreiflich, daß er ein Weib interessiren könne. Ich hörte, daß er von der Günderode sprach in Ausdrücken, als ob er ein Recht an ihrer Liebe habe. Ich hatte in meinem, von allem äußeren Einfluß abgeschiedenen Verhältniß zu ihr nichts davon geahnt und war im Augenblick auf das heftigste eifersüchtig. Er nahm in meiner Gegenwart ein kleines Kind auf den Schooß und sagte: „Wie heißt Du?" „Sophie!" „Nun, Du sollst, so lange ich hier bin, Caroline heißen! Caroline, gieb mir einen Kuß!" Da ward ich zornig, ich riß ihm das Kind vom Schooß und trug es hinaus, fort durch den Garten auf den Thurm. Da oben stellte ich es in den Schnee, in welchen ich ihren Namen geschrieben, und legte mich mit

dem glühenden Gesichte in den Schnee und weinte laut, und das Kind weinte mit. Und da ich herunter kam, begegnete mir Creutzer. Ich sagte: „Weg aus meinem Weg, fort!" Der Philolog konnte sich einbilden, daß Ganymed ihm die Schale des Jupiters reichen werde!"

„Schwarz auf Weiß" las Caroline von Günderode also, daß er ihrer dachte, der Mann, dessen Namen sie stündlich im Herzen und auf den schweigenden Lippen trug, er, der ihr ein „doppelt Leben" gegeben und leuchtendere Hoffnungen umwogten sie, die Befreiung aus dem engen Stift lag vielleicht so nahe, zwei liebende Arme öffneten sich, um die Heimathlose zu umschließen.

„Wenn sie lachte, so war es nicht laut," beschreibt damals Bettina ihr äußeres Wesen; „es war vielmehr ein sanftes, gedämpftes Girren, in dem sich Lust und Heiterkeit sehr vornehmlich aussprach. Sie ging nicht, sie wandelte, wenn man verstehen will, was ich damit auszusprechen meine. Ihr Kleid war ein Gewand, was sie in schmeichelnden Falten umgab, das kam von ihren weichen Bewegungen her." „Häßlich" hatte Bettina den Freund Carolinen's in ihrer eifersüchtigen Erregung genannt, sie verstand eben nicht, die Seele hinter den unschönen Zügen hervorblitzen zu sehen, wie die

junge Dichterin im Stift, welche sich so wenig um Aeußerlichkeiten kümmerte, daß sie von den eigentlichen Lebensverhältnissen Creutzer's nichts kannte und kennen mochte.

Im September des Jahres 1805 führte Carolinen eine kleine Reise nach Marburg, der Geburtsstadt ihres Freundes und Lehrers. Mit rührendem, stillverborgenem Interesse forschte sie den Plätzen nach, wo der Knabe gespielt, der Jüngling gelernt hatte und zum Mann herangereift war, und endlich hieß es, Creutzer kommt selber von Heidelberg herüber. Wie jene Nachricht sie durchzuckte und ihr Herz freudig klopfen machte! Und endlich war der Tag da, der lang erwartete, und schon sammelten sich die Gäste in dem parkartigen Garten des Savigny'schen Hauses, wo man ein Familienfest feierte. Sie warf das düstere Ordenskleid zur Seite, nicht so durfte sie ihm entgegentreten, und wählte ein lichtes, weißes, in welchem er sie zuerst gesehn; und wie damals fand er sie heute unter einem grünen Laubdach und grüßte sie mit Ossian'schen Strophen.

Die Welt um sich vergessend, schritten die Beiden mit einander auf und nieder, die Federn hatten so viel verheimlicht, was die Lippen jetzt nicht verschweigen mochten, und erinnerten und fragten, und näher und näher

kam man auf das böse, süße Thema der Liebe. Da stürmte es herbei durch die rauschenden Büsche, in achtlosem Laufen und Springen über wohlgepflegte Beete und Bettinen's erhitztes Gesichtchen mit den blitzenden Augen zeigte sich:

„Professor Creutzer, laßt mir einmal wieder die Freundin, und macht nicht zwei eifersüchtige Herzen. Eure Gattin schaut nach Euch aus, wie ich nach Caroline, und Jupiter ist gegen Euch."

Sie hatte Caroline von Günderode, welche vergebens den Sinn ihrer Worte zu fassen strebte, willenlos mit sich fortgezogen und drängte sie jetzt einer Frauengruppe näher.

„Vielleicht möchte er die Hand nach dem weißen Schwan ausstrecken und über das Veilchen hinschreiten," fügte sie hinzu, „ich danke den Göttern für seine Vermählung."

Die junge Stiftsdame erschien so geisterbleich zwischen all den munteren Gästen, ihre großen Augen so achtlos in die Ferne gerichtet, nur einmal trat sie noch an Creutzer heran:

„Sie hat ein Recht an Ihre Liebe?" So wollte und mußte sie fragen, und die klugen Augen des Professors senkten sich vor ihrem Blick.

„Einem jungen lebensfrohen Studenten war einst eine holde Fee erschienen, von der er träumte Wochen und Monate lang; ein armer Hauslehrer in Leipzig mußte an die Wirklichkeit denken und reichte der Wittwe eines Freundes die Hand zum Ehebunde, welcher mehr auf Achtung als auf Liebe begründet war. „Die Welt und das Leben führen uns wohl nie wieder zusammen," hatte einst der süße Mund geredet, wie durfte der sentimentale Träumer auf ein Wunder hoffen?"

„Aber es ist geschehen, Caroline!" rief er dann leidenschaftlich, ihre zitternden kleinen Hände fassend, „und der Traum hat mich wieder umgarnt und soll zur Wirklichkeit werden. Meine Gattin denkt edel und wird nicht zwei Herzen trennen wollen, die zu einander gehören. Vertraue und hoffe, Geliebte!" Stürmisch preßte er die zarte Gestalt an sein Herz und stürzte davon.

*
* *

Seit Monaten hatte Caroline von Günderode das Stift nicht wieder verlassen, Niemand als Bettina drang in ihre Einsamkeit, und mit ihr, dem ewig jungen Kinde, las sie den Werther und sprach von Selbstmord.

Lange schon waren auch die Briefe aus Heidel=

berg ausgeblieben; Friedrich Creutzer lag schwer krank und nur durch den Professor Daub erhielt sie zuweilen ein flüchtiges Wort, das ihr von dem Ergehen des noch immer Heißgeliebten Kunde gab. Wie sie gerungen und gelitten und ihr eigen Ich um Vergessen angefleht hatte! umsonst, sie konnte, durfte ihn nicht lassen. Und dann kam eine stumme Resignation über das zerquälte Herz, sie nahm die Krankheit Creutzer's für einen Fingerzeig höherer Mächte, starb er, so wollte sie sich im Jenseits mit ihm vereinen, sie las ja den Werther, sprach von Selbstmord und trug einen scharfen Dolch mit sich herum.

So kam der liebliche Mai und trieb sie heraus aus ihrer Stiftszelle, es war, als lockten Sirenenstimmen vom Rhein herüber, als müsse nur dort ihr Schicksal sich zum Guten oder Bösen wenden.

Es war so schön und friedlich dort, wie einst, und bessere Nachrichten über die Genesung des Freundes flogen zu ihr, — ob er für sie genesen würde? Sie fragte nicht, sie fügte sich still dem über sie Verhängten und stimmte ihre Leier zu melancholischen Gesängen.

Am 26. Juni war's, da legte man ihr einen Brief in den Schooß, er kam von Daub, und in denselben eingeschlossen fand sie ein Blatt. Die Hand,

welche es beschrieben, hatte gezittert, und dennoch waren ihr die Schriftzüge so wohlbekannt.

Minuten lang drückte sie das winzige Blättchen, das, sie wußte es, die Entscheidnng brachte, an ihr bebendes Herz — dann — —

„Mein Herz blutet und stirbt tausendfachen Tod! Zwischen Liebe und Freundschaft hin- und hergeworfen, muß ich der letzteren treu bleiben, ich nehme das Opfer meines treuen, selbstlosen Weibes, das mich mit der rührendsten Aufopferung gepflegt, nicht an. Sie weiß und verzeiht, sage Du Caroline, daß man vergessen kann, wenn man muß, sie kennt ja das Wort des großen Philosophen: der Mensch lebt nicht, um glücklich zu sein, wir müssen Beide erwachen und über Träume lächeln!“

Behutsam, lautlos faltete sie die Zeilen des Mannes, welcher ihr ganzes Denken und Sein erfüllt hatte, zusammen und barg sie auf dem Herzen, das um ihn gebrochen war, still und ohne Klage. Wie sie ihre Liebe verborgen getragen, hütete sie auch ihren Schmerz vor fremden Blicken. Jene Worte waren ihr Fügung, Müssen und Sollen, und sie beugte sich ihnen willenlos. Ihre Liebe zu dem Gatten eines andern Weibes

schien ihr plötzlich der größten Sühne zu bedürfen. Vergessen konnte sie nicht, wohl aber sterben: „Des Herzens Wunde hüllt sich gern in Gräbernacht" hatte sie einst ahnungsvoll sich selber gesungen.

Der Abend kam, wo

„Am Rhein, am grünen Rhein so milde ist die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondenpracht" —

da wandert das Ufer entlang eine schlanke Gestalt bis zu der Weidengruppe, deren Zweige die Wellen küssen. So leise, leise rauscht es in den Fluthen, es ist, als ob sie ein süßes Lied von ewigem Vergessen singen, ein blanker Stahl funkelt im Mondenlicht und taucht in ein heißes, hochschlagendes Herz — — die Zweige rauschen, die Wellen murmeln sanft und der Mond lächelt ruhig wie zuvor aus dem blauen Nachthimmel herab.

Am Morgen fand ein Bauer die leblose Gestalt, unter den Weiden dicht am Uferrand, die kleinen Füße von den Wellen umspielt, den Dolch in der Brust, „wo man sie gelehrt hatte, das Herz zu treffen." Sich fromm bekreuzigend, schleuderte er den Stahl weit von sich, und in der Sonne aufblitzend, sank er in den Rhein.

Ob in die Träume des nachmals so berühmten Heidelberger Professors wohl zuweilen Wogensang und Blätterrauschen hineintönte, ob zuweilen ein friedlich Landschaftsbild auftauchte, das er am stillen Rheinufer wußte? Ob sein Fuß wohl jemals jenen Ort wieder betreten, und Landleute, zu ihm herankommend, unter Schaudern das Kreuz schlagend, ihm von der schönen, sanften Dame erzählten, die solch unselige That an sich selber vollbracht? Wer kann es wissen!

„Das hab' ich, was ich erlebt und ersonnen
Und mit den Musen Hehres gewonnen"

heißt der stolze Wahlspruch Friedrich Creutzer's unter seinen gelehrten Schriften — — eine zehnte Muse hatte er oft Caroline genannt.

*
* *

An der Kirchhofsmauer zu Winkel befindet sich das Grab Carolinens von Günderode, von einer grauen Sandsteinplatte mit folgender Inschrift bezeichnet:

„Erde, du meine Mutter, und du mein Ernährer, der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom,

Und mein Vater, der Aether, ich sage euch allen mit
Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und ich gehe zur andern Welt, euch gerne verlassend,
Lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter,
lebt wohl!"

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.